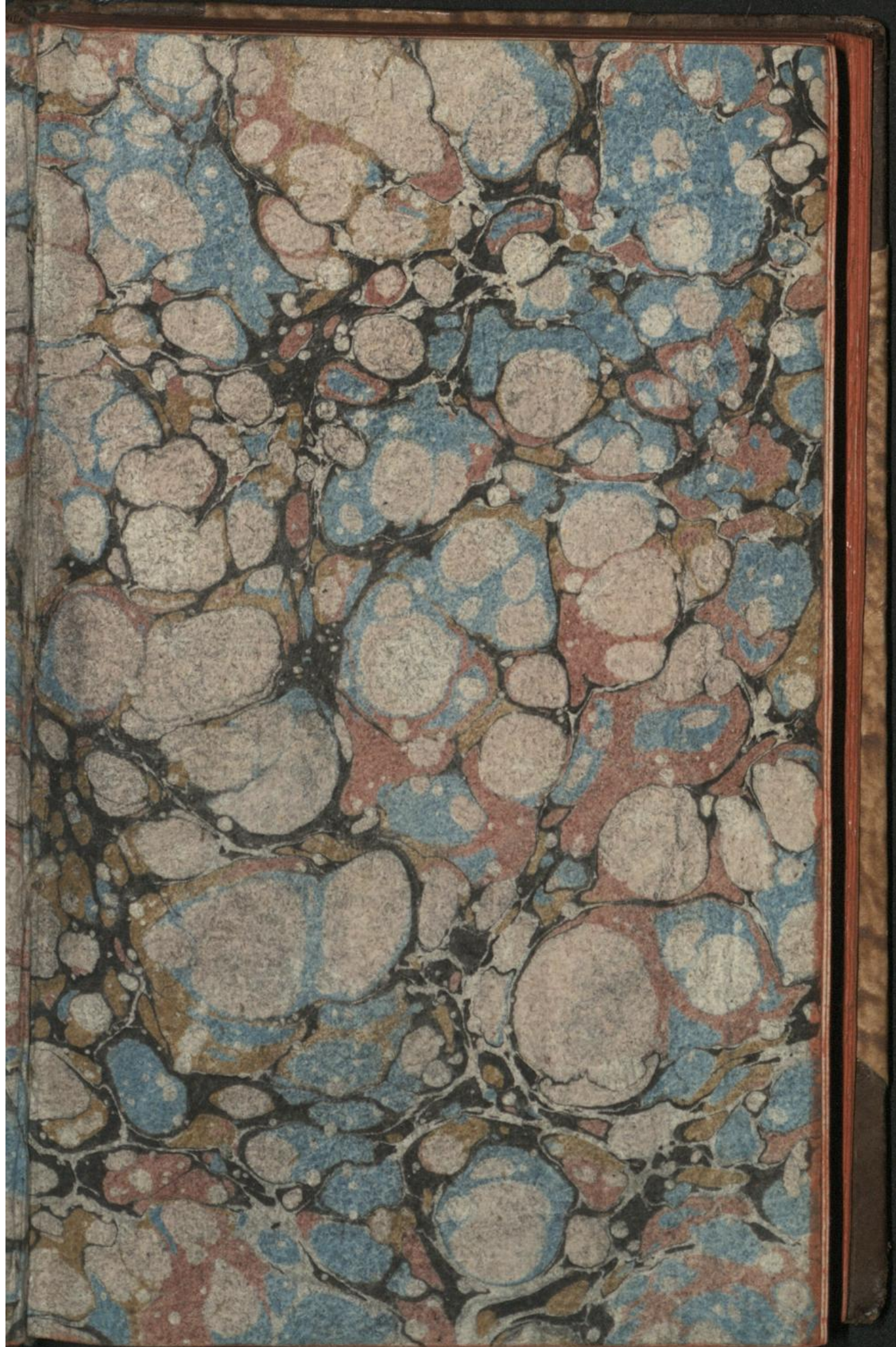








1543

3 Bde

WILHELM DOSS

großer und kleiner

WILHELM und SEINER

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

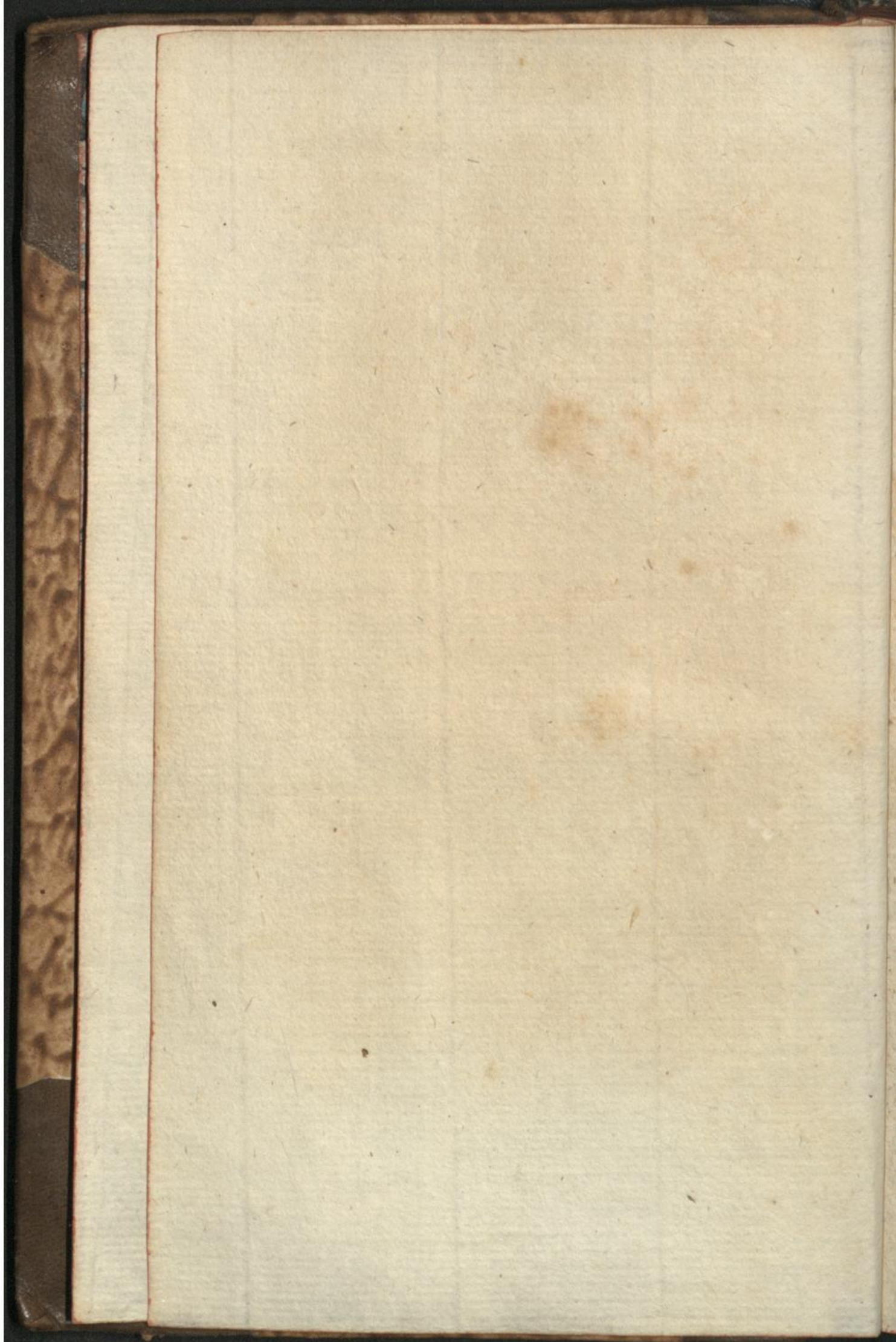
WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS

WILHELM DOSS



Anekdoten

großer und kleiner

Männer und Weiber,

guter und böser Menschen

alter und neuerer Zeiten,

als

Beiträge

zur

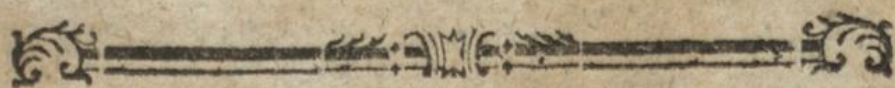
Geschichte des menschlichen Herzens

gesammelt

von

L. V. von Buri.

Des zweyten Bandes erste Abtheilung.



Neuwied,

bey Gebra und Haupt, 1789.



941905H-2 P. 509 II R

Profess und Lehrer

Ordner und Richter

Gut und böse Menschen

Alte und neue Zeiten

18

1811

18

Geistliche und weltliche Predigten

1811

18

1811

1811

1811

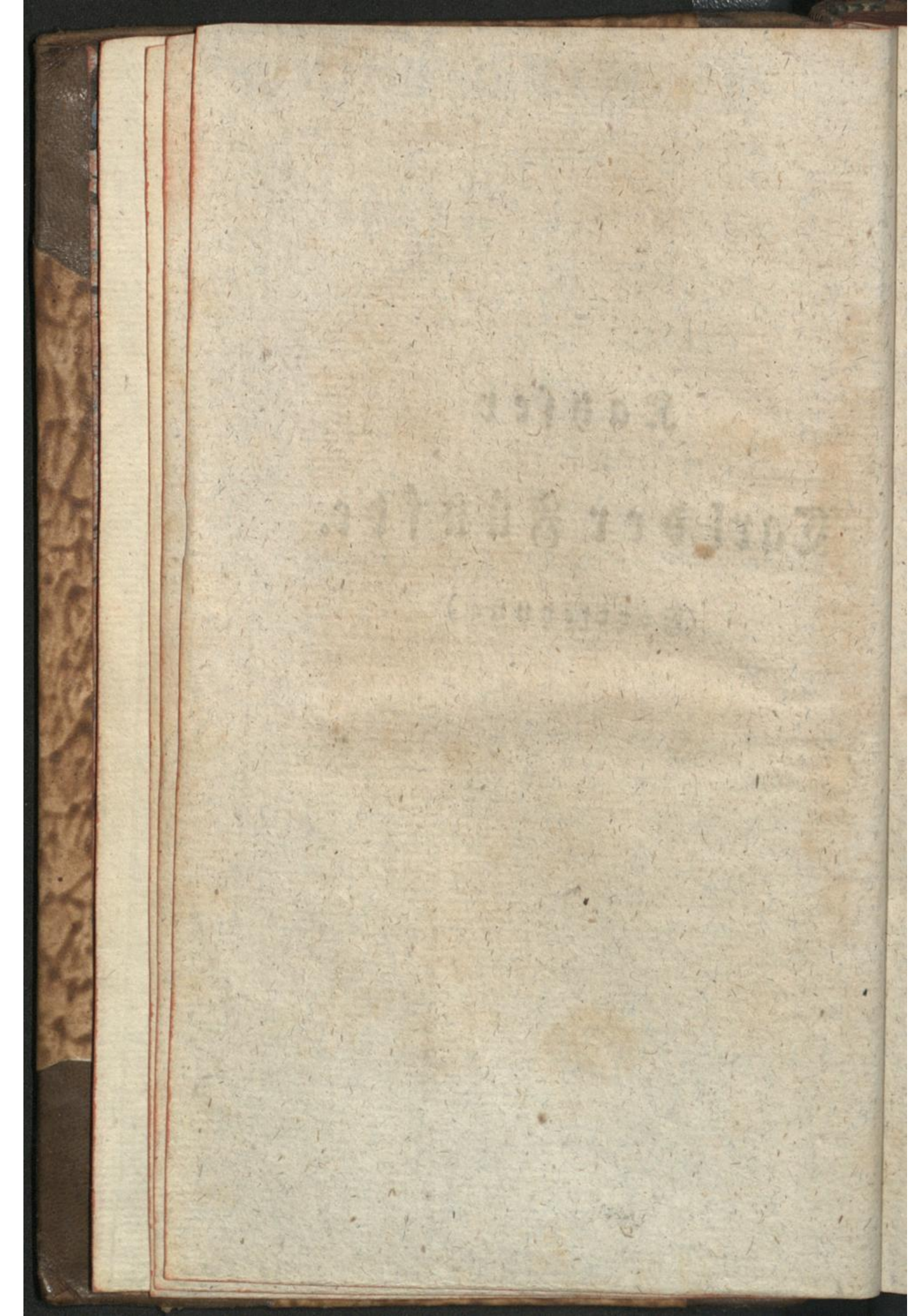
1811

1811



K a y s e r
C a r l d e r F ü n f t e .

(F o r t s e t z u n g .)





Carlos und Franzens Eifersucht ließ einen nahen Bruch unter den beiden Monarchen erwarten. Er erfolgte kurz nach hergestellter Ruhe in Navarra. Indessen gehört die Veranlassung dazu unter die kleinen Ursachen, die so oft in dem Laufe der Dinge außerordentliche Wirkungen hervorbringen.

Ganz Europa dänkte sich in dem Schooße des Friedens, als d'Aimieres und der Prinz von Chimai sich über das Eigenthumsrecht der Stadt Sierge in dem Ardenner Wald (*) zu zanken anfingen. —

A 3

D'ai-

(*) Großer Wald in dem Herzogthum Luxemburg, der sich von Thionville bis gegen Lüttich erstreckt, und 30 Meilen lang ist.



D'Aimieres verlor den Proceß vor dem Tribunal von Bouillon, und appellirte an die Regierung von Brabant, wo er gewann. Sonderbar genug, daß in Brabant Recht seyn kann, was in Bouillon Unrecht ist. — Der stolze Prinz von Chimai hielt seine Landesherrlichkeit aufs höchste gekränkt, bat den König Franz um Hülfe, und ließ durch seinen Abgesandten dem Kayser in Worms den Krieg ankündigen. — Das Kayserliche Ministerium stimmte, wie natürlich, dahin, man solle die lächerliche Ausforderung dieses Duodezmonarchen mit Verachtung von sich weisen; allein Karl konnte seine Galle über diese Unverschämtheit nicht dämpfen, und sehnste sich auch vielleicht nach einer Gelegenheit, sich an seinem Gallischen Mitbuhler zu reiben. Karl rüstete sich, um den kleinen Fürsten zu züchtigen, und Franz um ihn zu unterstützen. Diese unbedeutende Fehde setzte ganz Europa in Flammen, die zwei Millionen Menschen verzehrten.

Obgleich der Krieg in Flandern begann, so zog er sich doch besonders nach
Ita

Stallen, wo sich der Pabst mit dem Kayser vereinigte. Ersterer, um Parma und Piacenza wieder an sich zu reißen, und der andere um die Franzosen aus Mayland zu verjagen, in dessen Besitz sie von den letzten Kriegen her geblieben waren.

Lautrec, Bruder der Gräfin Chateaubriant, die wir von den Unruhen in Navarra her kennen, kommandirte die Franzosen in Mayland. Die Ungerechtigkeiten, welche dieser übermüthige Heerführer begieng, hatten keine Grenzen. Man sagte damals, es seyen eben so viele Bürger aus Mayland vertrieben, als deren noch übrig wären. Lautrec verließ sich auf die Unterstützung seiner Schwester, die als Beyschläferin des Königs das ganze Herz des Monarchen in ihrer Gewalt hatte, und wen Lautrec nicht öffentlich selbst anzugreifen für gut hielt, den ließ er mit dem besten Erfolge durch die Maitresse bey Hofe anschwärzen. — Der Marschall Trivulcius, dessen Herkunft, Vermögen und Verdienste



um das Königliche Haus, ihm den ersten Rang unter dem Mayländischen Adel einräumten, war ein trauriges Beispiel dieser — — Cabale. Man machte ihn unter dem Vorwand verdächtig, weil er sich zum Schweizer habe naturalisiren lassen; denn eine andere Anklage war nicht auszufinden.

Der rechtschaffene Mann, seiner Unschuld, seines innern Werthes sich bewußt, verachtet das Schlangengezisch, das unter Giftstauden seine Tugenden höhnen will. Als aber Trivulcius gewahr wurde, wie sehr das heimliche Gift schon auf ihn gewirkt habe, ließ sich der 78jährige Greiß, mitten im Winter über die Alpen schleppen, und reisete nach Paris, um sich zu vertheidigen. — Er erhielt nicht nur keine Gerechtigkeit, sondern man gestattete dem treflichen Manne sogar kein Gehör. Auf's äußerste entrüstet, ließ er sich an einen Ort tragen, wo er gewiß wußte, daß der König vorbey kommen würde. Sobald er den König ansichtig wurde, streckt' er die welken Arme

Arme aus und rief: Sir, ach Sir! nur ein Wort. — Der verblendete Fürst wendete sein Angesicht von ihm, und versetzte dadurch dem grauen Marschall den letzten tödtenden Streich. Tief fuhr der Dolch in sein Herz, und als kurz drauf der König, nachdem er die fränklichen Umstände des gebeugten Greises erfahren hatte, gedrängt durch einen Ueberrest von Menschengesühl, einen seiner Hoffschranzen zu dem Marschall schickte, um sich mit ihm zu besprechen, antwortete *Tribulius*: Es ist zu spät. Die verachtungsvolle Behandlung des Königs, und mein nagender Kummer haben bereits gewirkt; ich sterbe. — Er starb wirklich nicht lange nachher, und befahl vor seinem Tode, daß man folgende Worte auf seinen Grabstein einhauen sollte: *hic quiescit qui nunquam quievit.* (Hier ruht, der niemals ruhte.)

Man könnte diese Geschichte allen Gläubigen versagen, wenn wir nicht in unsern Tagen noch genug betrübte Beispiele der

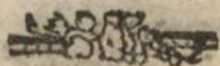


Art mit unsern eigenen Augen sähen. — Wie mancher großer Staatsmann, der sich für das Wohl des Vaterlandes hingiebt, wird ein Opfer der Hyäne Cabale. — Dort muß er Sobel fangen, und endigt sein Leben im Elende — da wird er eine Stunde nachher, als sein Fürst ihn noch seines ganzen Vertrauens zu würdigen schien, des Landes verwiesen; weil er die Rechte seines Herrn und des Vaterlandes gegen einen ungerechten Mächtigen mit offener Brust zu vertheidigen sich erkühnte. Gram über erlittenes Unrecht verwirrt den Kopf, der Mächte durch das Wohl des Staates abwog — er stirbt verbannt am Busen der Seinigen, unbemerkt vom Schwarm, aber beweint von den Edlen. — Hier nagen Würme und Mäuse in der Bastille oder im Tower den Mann, der dem Vaterlande Vater, aber der Königs-H — ein Greuel war. — Dort versagt man dem Biedermann, der aus Redlichkeit arm blieb, mit Murren die letzte Hülfe auf dem Sterbebette, und vergißt seine Verdienste, sobald der Schutt des Grabes über seinen Sarg hinrollt. — Da drü-

Drücken ewige Fesseln die Hand, die verlorrene Provinzen ohne Schwerdstreich mit einem Federzug wiedereroberte. — Hier bleibt die Familie eines Kammerpräsidenten, der seinem Gebieter Tonnen Goldes erwarb, und an sich nie dachte, hülflos zurück; weil sein Nachfolger besser an sich selbst denkt. Die Hinterbliebenen mögen sich von der Versicherung nähren, daß der Fürst die Verdienste des Verstorbenen wohl erkenne und seinen Verlust bedaure. — O ihr Fürsten! bedenkt, daß auch ihr einen Richter habt. Würgt die Hiäne, und leht euer Ohr dem Rechtschaffenen.

Verzeihe, lieber Leser! meine Redseligkeit; aber blicke in die weite Welt, und dann strafe mich der Lüge, wenn du kannst.

Die schändliche Behandlung des Marshalls brachte die Mayländer außerst auf, und gab Karl n gewonnenes Spiel. Auch die sanftesten Mitbürger wünschten das Französische Joch abzuschütteln, und Empörungen,

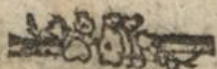


gen, die durch die benachbarten Mächte, und besonders von Seiten des Kaisers, genährt wurden, waren die unausbleiblichen Folgen der Ungerechtigkeit, die Franz an dem Marschall begangen hatte.

Lanirec sah die Gefahr ein. Er gieng nach Frankreich, um Unterstützung an Mannschaft und Geld zu erbitten. Menschen zur Schlachtbank konnte er haben; aber Geld? — o das hatten die Mutter des Königs, die Maitressen, die Favoriten, die Finanzminister und der König selbst längst verpraßt, oder in Sicherheit gebracht, je nachdem Hang zur Verschwendung oder Habsucht den einen oder den andern Theil leitete. Die Finanzen waren erschöpft, und keine Zecher da, die ihnen aufhelfen wollten. Lanirec mußte an der Spitze seiner braven Truppen ohne Geld abziehen. Man ertheilte ihm indessen die Versicherung, daß er in Mayland große Summen vorfinden sollte. Das Geld blieb aus, und Mayland gieng auf immer verloren.

Fran-

Franzens Mutter, die den Titel einer Mitregentin führte, beobachtete schon längst den Einfluß der Gräfin Chateau-briant mit neidischen Augen, und fürchtete durch sie einen großen Theil des ihrigen zu verlieren. — Grade zu durfte sie es nicht wagen, die Maitresse anzugreifen; aber sie hoffte, der Sturz des Bruders sollte den der Schwester nach sich ziehen. Sie ließ den General Lantrec, trotz allen Versprechungen, in Manland ohne Geld, und er mußte eine lange Zeit müßiger Zuschauer der feindlichen Fortschritte seyn. Die Regentin hatte von dem Finanzminister die zum Kriege bestimmten Gelder durch Drohungen und Schmeicheleyen erpreßt, und Quittungen drüber gegeben; aber damit sie ihre Absicht erreichen konnte, kam das Geld nicht zur Armee, und sie wußte die Quittungen in der Folge dem Finanzminister auf die listigste Weise aus den Händen zu spielen, so daß er seine Unschuld nicht darzuthun vermogte, als er zur Verantwortung gezogen wurde. Der Betrug



trug ward auf folgende Weise gespielt. Gen-
til, der erste Kommiss des Finanz-Intendan-
ten, war in ein Kammermädchen der Re-
gentin verliebt. Die Jose, von ihrer Ge-
bieterin angereizt, forderte von ihrem Ge-
liebten, zum Beweise seiner Ergebenheit,
vielleicht zur Belohnung ihrer Gunstbezeu-
gungen, die verrätherische Auslieferung
der Quittungen. Er begieng den Verrath;
aber nach dem Tode der Regentin büßete er
sein Verbrechen wie ein Missethäter auf dem
Richtplatz. (*)

Der Tod des Papstes Leo, der an
eben dem Tage starb, als er ein Freu-
denfest wegen der Eroberung von Man-
land geben wollte, schien für Frankreich ein
glücklicher Fall zu seyn; denn bis hierhin hat-
ten die conföderierten Truppen lediglich
von dem Golde gelebt, den ihnen der heilige
Vater gegen den Allerchristlichsten König
reichte. Indessen machte auch dieser Fall kei-
ne

(*) G. Raynal anecd. hist.

ne Aenderung im Ganzen; denn der neue Papst Hadrian erneuerte den Bund des heiligen Stuhls mit dem Kayser. Hierzu kam ein neues Versehen des von Weibern regierten Französischen Hofes. — Der Vicekanzler von Mailand war vor- dem der eifrigste Anhänger von Frank- reich; als man ihm aber unvorsichtiger Weise auf den Fuß getreten hatte, ward er sein unversöhnlichster Feind.

Pfaffen waren von jeher die Triebbrä- der des menschlichen Elendes. Der Kan- zler Moroni benutzte diese traurige Wahr- heit, und zog einen Augustiner Mönch mit Namen Ferrari, in sein Interesse. Dieser beredsame Priester wußte im Nahmen Gottes und der heiligen Jungfrau die Mailänder so in Harnisch zu bringen, daß jeder, der nur zwey Thaler im Vermögen hatte, gewiß ei- nen in die Kriegs - Kasse steuerte, (*) und die,

(*) Du Bellai.



die, welche Kriegsdienste thun konnten, erboten sich, ihre Köpfe unentgeltlich zu wagen. Die Ankunft des jungen Sforza, Sohnes des letzten Herzogs von Mailand, verbreitete überdieses einen unbeschreiblichen Muth unter dem Volke und der Armee.

Lautrec hatte indessen eine Verstärkung von 10,000 Schweizern und einigen Französischen und Italienischen Truppen an sich gezogen, und drang von neuem in Mailand vor. Er belagerte Pavia fruchtlos, und schloß hierauf das Lager der Konföderierten ein, in der Absicht, sie auszuhungern, wie Friedrich der Große die Sachsen bey Pirna. Es fehlte ihm aber immer noch an Geld, ohne welches eine Kriegsführende Macht ein Körper ohne Seele ist, und auch der geringe Transport, den man so gütig gewesen, ihm aus Frankreich zu schicken, war in feindliche Hände gerathen. — Kein Geld, kein Schweizer! diese sonst so braven Soldaten versagten dem Französischen Heerführ-



fürher den Dienst, und Lautret erhielt auf alle Vorstellungen, die er ihnen machte, immer die nemliche Antwort: Bezahlung, Abschied oder Schlachs!

Während und schon vor diesen Ereignissen, welche den Französischen Hof spalteten, hatte Carl außer dem Bündnisse mit dem Pabst sich mit ausgezeichneter Klugheit und durch sein persöhnliches Verdienst, auch die Allianz des Königs Heinrich in Engelland verschafft, dem er in dieser Absicht auf seiner Reise aus Spanien nach den Niederlanden einen Besuch abstattete. Der Kaiser hatte bey dieser Gelegenheit den König und seine Hofleute so sehr eingenommen, daß man, um die Freundschaft der beyden Monarchen desto mehr zu befestigen, übereinkam, Heinrich sollte Marien, seine einzige Tochter und vermuthliche Erbin, Carl zur Gemahlin geben. (*) Vierzigtausend Mann Kaiser.

(*) Rimer Foedera XIII.



serliche sollten überdieses von den Spanischen Gränzen in Frankreich und eben so viel Engländer in die Picradie einfallen.

Carl, um auch als Heerführer seinen Muth zu zeigen, stellte sich selbst an die Spitze der Niederländischen Truppen, die schon ziemlich vorgerückt waren. (*) Der junge Kaiser wünschte eine Schlacht; als aber die Armee gemustert wurde, fanden sich kaum 6000 streitbare Männer. Ein großer Unterschied zwischen der Macht, die man nöthig hatte den Franzosen die Spitze zu bieten; allein man hatte damals noch keine richtige Regiments-Rapporte, wie in unsern Zeiten, worin man die Stärke und Schwäche einer Armee mit reinem Blicke übersehen kann. — Auf wiederholte Vorstellungen willigte Carl, obgleich mit Widerwillen, drein, zu seiner eigenen Sicherheit das schwache Corps zu verlassen, und

(*) G. Schmidt G. d. D.

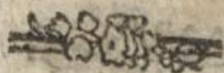


und der Graf von Nassau übernahm das Kommando. Dieser General, in dessen Adern angeerbtes Heldenblut floss, betrog die Franzosen, und den sonst eben so unvorsichtigen als muthigen König Franz durch ein sehr geschicktes Manöver. Er verlängte seine Linie, marschirte so in der besten Ordnung dem weit überlegenern Feinde entgegen, und machte Mine ihn anzugreifen. Die Franzosen glaubten nur die Avantgarde vor sich zu haben, und bildeten sich eine unüberwindliche Armee hinter diesem Vortrapp ein. Die Spionen hatten freylich die Schwäche des Kaiserlichen Korps im Französischen Lager angegeben; aber man versagte ihnen den Glauben: weil man sich eine solche Verwegenheit von dem Grafen von Nassau nicht denken konnte. Die Franzosen versäumten den Angriff. Nassau hatte Zeit zu einem ehrenvollen Rückzuge, und nahm sogar noch die Stadt Dornick (*)

B 2

weg,

(*) Oder Tournay, kleine Stadt in Gascogne.



weg, die so lange auf Entsatz gehofft hatte.

Obgleich in diesem Niederländischen Feldzuge nicht viel ausgerichtet wurde, hauptsächlich, weil es den Kaiserlichen eben so gut als den Franzosen an Geld fehlte, und Nassau mehr Ehre für sich, als Vortheile für den Kaiser eingeerndet hatte, so gieng es doch in Italien besser.

Die Schweizer hatten den Dienst versagt, und Lautrec, der bey allen seinen Fehlern ein einsichtsvoller General war, befand sich in einer kritischen Lage. — Auch der Pabst hatte inzwischen Schweizer in Sold genommen, und die Cantons wollten, vielleicht aus Politik, ihre sämtlichen Truppen, unter dem Vorwand, daß nicht Schweizer gegen Schweizer fechten sollten, zurückberufen. Der Cardinal Sitten, der die Päpstliche Werbung in der Schweiz besorgt hatte, machte da zum Vor-

Vortheil des Heiligen Vaters den feinsten Streich von der Welt. (*) Er fieng die Boten auf, welche die Befehle der Cantons an ihre Truppen überbringen sollten, bestach sie, und verursachte dadurch, daß das Schweizerkorps bey der Französischen Armee zwar seine Ordre zum Rückmarsch erhielt, aber die bey der vereinigten Kaiserlichen und Päpstlichen nicht.

Das unaufhörliche Geschrey der Schweizer bey den Franzosen: Bezahlung, Abschied oder Schlacht, nöthigte endlich den General Lautece, dem kein anderes Mittel übrig blieb als ein Treffen zu liefern, den Feind am 22sten April 1522 in seinem vortheilhaften Lager bey Bicoca (**) anzugreifen. Trotz seiner untadelhaften Disposition und dem Muth seiner Truppen, wurde Lau-

B 3

trec

(*) S. Schmidt G. d. D.

(**) Dorf und Lustschloß der ehemaligen Herzoge von Mayland.



trec geschlagen, und hierauf in Frankreich zur Verantwortung gezogen. Das Verhör fiel aber zu seinem Vorthail und zum Nachtheil der Mutter des Königes aus, welche die zum Kriege nöthigen Gelder zurückgehalten, und dadurch, ohne jedoch ihr Mütblein an der Gräfin Chateaubriant fühlen zu können, eine ganze Provinz ihrer Herrschbegierde aufopferte, in welche Carl den rechtmäßigen Besitzer Sforza unterbesen wieder eingesetzt hatte.

Während dem Streite der Königs-Mutter mit dem Finanz-Intendanten, bekümmerte sich der Französische Hof nur um diese Kleinigkeit, und schien das gefährvolle Bündniß, das in Italien zu Stande gekommen war, kaum zu bemerken. So etwas ist aber nicht neu. Wie oft wird das Heil eines ganzen Staates Privatankereien nachgesetzt! — Die Italienischen Fürsten waren der Unruhen in ihren Ländern müde, und suchten ihnen ein Ziel zu setzen. Zu dem Kaiser, dem heiligen Vater, und

En.

Engelland gesellten sich noch Ferdinand von Oesterreich, Franz Sforza, Venedig, Florenz und Genua, das heilsame Werk hinaus zu führen.

Der König Franz hatte zu wenig Erfahrung, um die Gefahr einzusehen, und zu viel Muth, um sie zu fürchten. Ganz Europa, sagte er, steht wider mich auf; aber ganz Europa soll mich nicht zum Wanken bringen. Ich fürchte den Kaiser nicht, weil er kein Geld hat; — Den König von Engelland nicht, weil meine Grenzen hinreichend besetztiget, und die Niederländer, weil sie schlechte Soldaten sind, eben so wenig. In Italien will ich selbst wieder gewinnen, was meine Generäle verlohren haben. — Franz irrte sich, wie der Erfolg zeigte, sehr in seiner Rechnung; indessen bereitete er sich im EInsten an der Spitze eines außerordentlichen Heeres nach Italien überzugehen, als ein unvorhergesehener Zufall seine Absicht verzögerte.



Karl von Bourbon, Graf von Montpensier, hatte der Gunst der Herzogin Louise, (*) Mutter des Königs, sein ganzes Glück zu danken. Anna von Bretagne, Wittwe der beyden Könige Karl dem VIII. und Ludwig dem XII., lebte mit Franzens Mutter in unaufhörlicher Fehde, (**) und die eine suchte

(*) Louise von Savoyen. Sie war an den Herzog von Angoulême, den Vater des Königs Franz vermählt. Franz, als der erste Prinz von Geblüte, bestieg nach dem Tode seines Vorfahren, Ludwigs des XII., den Thron, als man versichert war, daß dessen Wittwe, Anne von Bretagne, nicht schwanger sey.

(**) Karl der VIII. hatte ein sonderbares Testament gemacht, nemlich daß, da er kinderlos war, sein Nachfolger seine Wittwe heyrathen sollte. Ludwig der XII. war bereits an Johanne, Tochter des Königs Ludwig des XI., verheyrathet. Ihre Höflichkeit war keine Ursache zur Schei-

te im Jер die Plane der andern zu durchkreuzen. Louise, die ihre Neigung zu

B 5

dem

Scheidung; aber die Staatsursachen überwogen alle andre Bedenklichkeiten. Der neue König, der die Wittwe seines Vorfahren im Grunde mehr liebte, als seine eigne Gemahlin, wendete sich an den Pabst Alexander VI., der auch die Scheidung gestattete, unter der Bedingung nemlich, daß Ludwig dem natürlichen Sohn seiner Heiligkeit, César Borgia, das kleine Herzogthum Valois, eine ansehnliche Pension, die Schwester des Königs von Navarra zur Ehe, und eine Anzahl Truppen geben sollte, um sich Meister von Romagna zu machen. Borgia war Kardinal; aber er entsagte dem Purpur, um ein Stück von einem Regenten zu werden. Der Pabst gab den erledigten Hut dem Minister des Königs, d'Amboise, um dadurch seine Bereitwilligkeit zu lohnen. Die verstosne Königin gieng nach Bourges, wo sie den bekanten Nonnen - Orden der An.



dem Grafen von Montpensier mit bringen konnte, ließ kaum ihre Absicht, ihn zu heirathen, blicken, als Anne ihm ihre Tochter, die einzige Erbin der unermesslichen Gütern des ältern Stammes des Hauses Bourbon, zur Gemahlin anbot. Eigennutz überwog die Dankbarkeit, welche Bourbon seiner Wohlthäterin schuldig war, und er heirathete Annens Tochter.

Louise war Anfangs äußerst aufgebracht; aber die Leidenschaft der Liebe ver-

Annunciaten stiftete. — Eine wunderliche Predigt eines Mönches zu ihrem Gedächtniß, das jährlich noch in Bourges gefeiert wird, darf nicht vergessen werden. Er sagte: Johanne war so häßlich, daß sie von dem König, ihrem Gemahl, verstoßen wurde; und sie war so schön, daß sie Jesus Christus zur Gemahlin wählte. Die Häßlichkeit und die Schönheit der Johanna sollen die beyden Theile meiner Rede seyn.



verdrängte bald den Haß, den sie im ersten Zorne ihrem Liebling geschworen hatte. Susanne, Bourbons Gemahlin, war schön, aber Louise gedachte dennoch durch ihre eigene, noch nicht verblühte Reize, den neuen Gatten zur Untreue zu verführen. Sie legte den Grund zu ihrem Plane durch Wohlthaten, womit sie den Gegenstand ihrer Begierden überhäufte, und brachte es dahin, daß Bourbon zum Konnetable ernannt wurde. — Nach dem Sieg der Franzosen bey Marignano, (*) den man ihm hauptsächlich zuschreiben mußte, blieb er als Vizekönig in Mailand zurück. — Louise, entrüstet über diesen deutlichen Beweis der Gleichgültigkeit des Konnetable gegen sie, indem er die

se

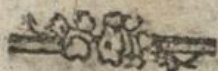
(*) Kleine Stadt, am Flusse Lambro, in Mailand. Hier erschlugen 1515 die Franzosen 16,000 Schweizer, und nahmen den Herzog Ludwig Sforzia gefangen.



se Stelle, die ihn so weit von . . . entfernte, ohne Widerrede angenommen hatte, sann auf Mittel, ihn zu sich zurückzubringen, und erlaubte sich auch die niedrigsten. Einige mißvergnügte Franzosen in Mayland gaben ihr hierzu Gelegenheit. Sie beschuldigten den Vizekönig, er hienge zu sehr an den Italienern, und besonders am Römischen Hofe, von denen er wirklich wegen seiner trefflichen moralischen Eigenschaften vergöttert wurde, und Louise unterstützte die Beschuldigung. Als Bourbon das erfuhr, legt' er freiwillig seine Stelle nieder, zerstreute durch diese uneigennützigte Handlung jeden Verdacht, und, da er sehr wohl von den Absichten der Herzogin auf ihn unterrichtet war, so gab er sich nicht einmal mehr die Mühe, seinen Widerwillen gegen sie, auch nur, wie bis hierhin, hinter dem Gewande einer ausgezeichneten Höflichkeit zu verbergen, worüber die Fürstin von Haß und Rache glühte. Dem Konnetable hielt man jetzt nicht nur seinen Gehalt zurück; sondern

bern, um ihn noch empfindlicher an der Ehre zu kränken, wurden ihm bey einer auffallenden Gelegenheit sogar die seiner hohen Stelle anflebenden Vorrechte versagt.

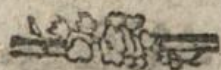
Indessen starb Bourbons Gemahlin, und die Herzogin schmiedete neue Anschläge, ihre Leidenschaft zu befriedigen. Sie hoffte, die Aussicht, die höchste Gewalt mit ihr zu theilen, oder die Furcht, die Güter des Hauses Bourbon zu verlieren, auf die sie von ihrer Mutter her entfernte Ansprüche machen zu können glaubte, würden eben so viele Lockungen für den Konnetable seyn, ihren Wünschen zu entsprechen. Sie irrte sich indessen sehr an dem edlen, festen Karakter ihres Geliebten. Bourbon blieb der nemliche, und stieß jeden wiederholten Antrag mit Verachtung von sich. — Die Herzogin konnte sich nun nicht mehr bemästelern. Verschmähte Liebe ist bey den Damen, was beleidigte Ehre bey den Männern



nern ist; diese läßt sich durch Blut wieder abfühlen, jene erzeugt unverföhnlichen Haß. — Louise reclamirte nun öffentlich die Güter, welche Bourbon mit vollem Rechte als der älteste der männlichen Linie im Besiz hatte, und obgleich die Richter noch so viel Ehrlichkeit besaßen, ihm nicht aus Menschenfurcht seine Rechte ganz abzuspochen, so waren sie doch schwach genug, die Güter einweilen zu sequestrieren, um der Herzogin nicht ganz vor den Kopf zu stoßen (*).

Bourbon, dieser Verfolgungen und Ungerechtigkeiten müde, suchte nun Schutz bey auswärtigen Mächten, und schloß einen geheimen Vertrag mit dem Kaiser und dem Könige Heinrich von England. Karl versprach ihm seine Schwester Eleonore, verwittibte Königin von Portugall, zur Ehe, und die Succession in dem

(*) S. anecd. Raynal histor :



den sämtlichen Oesterreichischen Staaten, im Fall er und sein Bruder Ferdinand kinderlos sterben sollten; Heinrich hingegen Mannschaft und Geld, um seine Gerechtsame in Frankreich zu vertheidigen. Bourbon versprach dagegen die noch unter seiner Botmäßigkeit stehende Landschaften, als Bourbonnois, (*) Auvergne, (**) Beaujolois (***) und einige andere aufzumiegeln, um dadurch die Unternehmungen der Allirten auf den Grenzen zu begünstigen. Allein die Rebellion ward noch in Zeiten entdeckt, und Bourbon mußte bey Nacht und Nebel aus Frankreich entfliehen. Dieses war die Ursache, wes-

(*) Ein Herzogthum. Das Geschlecht der heutigen Könige von Frankreich ist von diesen Herzogen entsprossen.

(**) Grafschaft in dem General - Gouvernement von Lion.

(***) Kleine Provinz, gleichfalls in dem General - Gouvernement von Lion, zwischen den Flüssen Loire und Saonne gelegen.



weshwegen Franz sein Projekt, sich selbst an die Spitze seiner Armee in Italien zu stellen, aufgab, und es nicht wagen wollte, seine Staaten zu verlassen.

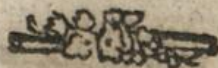
Bourbon hatte sich inzwischen zur vereinigten Armee begeben, und führte, nebst dem Vize-König von Neapel und dem Marquis von Pescara das Kommando. Die langsame Italienische Art Krieg zu führen hatte zwar, ohne Blutvergießen, den Franzosen beträchtlichen Abbruch gethan, und ihren General Bonnier genöthigt, bey Biagrassa (*) sich zu verschanzen; indessen war bis jetzt noch nichts Entscheidendes unternommen worden. Bourbons Lebhaftigkeit, Kenntniß der Französischen Nation, und vielleicht Begierde, sich an seinen Landsleuten zu rächen, bewegte endlich die andern Befehlshaber, den

(*) Ort, 14 Meilen von der Stadt Mayland.

den Feind, der seine Verschanzungen wieder verlassen und sich nach Romagno (*) gezogen hatte, wo er hoffte eine Verstärkung von Schweizern an sich zu ziehen, anzugreifen. Dem Französischen Feldherrn gelang aber diese Vereinigung nicht; weil die Schweizer, unter allerley Vorwand wieder andern Sinnes geworden waren, und hierdurch mußte Bonnivet den Kürzern ziehen. Der Angriff der Allirten geschah auf die Französische Kavallerie, als eben die Infanterie der letztern anfieng über den Fluß zu defilieren, und das Französische Heer wurde gänzlich geschlagen. Sein größter Verlust indessen bestund in dem des Ritter Bayard, der in diesem Treffen blieb.

Das Andenken dieses trefflichen Mannes, dem mit Recht das Prädicat: Ritter sonder Furcht und sonder Tadel bey-

(*) Flecken im Herzogthum Mayland am Flusse Sesia.



(**) bengelegt ward, verdient hier eine Episode.

(**) Schon vor seinem dreissigsten Jahre wurde ihm der Beynahme: Chevalier sans peur & sans reproche gegeben, den er auch bis in seinen Tod behielt.



Die

Die Geschichte liefert uns eine Reihe edler und muthvoller Thaten des großen Bayard, von dem ich nur einige, die seinen Karakter ins Licht setzen können, ausheben will. (*)

Im Jahr 1500 stießen ein Italiänisches und ein Französisches Detaschement auf einander. Das Gefechte war so hartnäckig, daß die erstern von den letztern nur Fuß vor Fuß bis an die Thore von Mayland gedrängt wurden. Hier rief ein Reuter dem Ritter Bayard mit lauter Stimme zu: Febre am Ritter, Febre am! — Allein Bayard, durstig nach Sieg, achtete nicht darauf, sondern sprengte mit den Italienern, die sich in die Stadt warfen, in vollem Galop zum Thore hinein. Hier

C 2

al-

(*) Ich folge hier fast wörtlich der Erzählung des Raynal, der mit Enthusiasmus von diesem Helden spricht.



allein und ohne Unterstützung, würde er ohnefehlbar ein Opfer der Wuth des Pöbels geworden seyn, wenn ihn nicht Casazze, ein Italienischer Befehlshaber, durch Soldaten geschützt, und als ein edler Krieger ohne Verletzung zum Gefangenen gemacht hätte.

Casazze nahm den Ritter in sein eigenes Haus auf, und bewirthete ihn wie einen Blutsfreund. Den nemlichen Abend speisete Casazze an der Tafel des Herzogs Ludwig, und redete mit der äußersten Bewunderung von seinem Gefangenen. Der Fürst hatte selbst aus dem Fenster seines Palastes die verwegene Tapferkeit des Franzosen mit angesehen, und verlangte ihn näher kennen zu lernen.

Bayard wartete dem Herzog auf, und der edelmüthige Fürst frug ihn freundlich und mit Würde: Mein lieber Ritter, wer hat euch hieher gebracht? — Bayard antwortete: „die Begierde zu siegen, gnädig-
„ster

„ster Herr!“ — Glaubt ihr denn, fuhr Ludwig fort, Mayland mit eurem einzigen Schwert einzunehmen? — „Nein!“ versetzte der Ritter, aber ich glaubte, meine Kameraden würden mir folgen.“ — Der Fürst erwiederte: das hätten sie und ihr nicht bewerkstelligen können. — Bayard, der seine Verwegenheit selbst nicht entschuldigen konnte, sagte hierauf: „indessen waren sie klüger, als ich; sie sind frey, und ich bin ein Gefangener: aber, (indem er auf den Cajazzo wies) „ich bin der Gefangene des tapfersten und edelsten Mannes in der Welt.“ — Der Herzog frug ihn nach dieser Unterredung mit spöttelnder Miene: wie stark die Französische Armee sey? — „Wir,“ antwortete Bayard, sind nicht gewohnt, unsre Feinde zu zählen; das aber kann ich euch versichern, mein gnädigster Herr, daß die Soldaten meines Königs auserlesene Leute sind, gegen welche die eurigen nicht stehen werden.“ — Ludwig, betroffen und ärgerlich über diese dreiste Freymüthigkeit, erwiederte:



die Folge wird das Gegentheil beweisen, und eine Schlacht mein Recht und den Muth meiner Truppen bewähren. — „Wollte Gott!“ rief Bayard, „wollte Gott, daß es morgen dazu käme, wenn ich alsdann nur frey wäre!“ — Das seyd ihr, versetzte der Herzog, eure Festigkeit, euer edler Trotz gefällt mir, und ich will gern dem Geschenke, welches ich euch mit eurer Freyheit mache, alles beyfügen, was ihr sonst noch von mir fordern könnet. — Der gerührte Ritter stürzte dem großmüthigen Fürsten zu Füßen, bat ihn, seiner Freymüthigkeit wegen um Verzeihung, beehrte nichts als sein Pferd und seine Rüstung, und flog ins Französische Lager, um dort Ludwigs Ruhm zu verkündigen.

Das Glück selbst bot dem Ritter Bayard oft die Gelegenheit dar, seine Tugenden glänzen zu lassen, ob gleich seine Handlungen einzig von der Liebe zur Tugend selbst, und keinesweges von falscher

scher Ostentation geleitet wurden. — Als die Stadt Brescia im Jahr 1512. sich gegen die Franzosen empörte, und von diesen dagegegen geplündert, und und auf eine unerhörte Weise mißhandelt wurde, ward Bayard gleich bey dem ersten Angriff verwundet, und in eins der vornehmsten Häuser gebracht, das einer Wittwe zugehörte. Er tröstete die Eigenthümerin auf das leutseligste, und stellte zwey Schildwachen zu ihrer Sicherheit vor die Thüre, denen er zur Entschädigung, weil sie dieses Haus auf seinen Befehl nicht plündern durften, achthundert Thaler aus seiner Tasche gab. Er war noch nicht ganz wieder hergestellt, als sein kriegischer Eifer ihn bestimmte, wieder zur Armee zurückzukehren. Beym Abschied fiel ihm die Frau des Hauses mit diesen Worten zu Füßen: „das Recht des Siegers gab euch, edler Ritter, die Herrschaft über unsre Güter und unser Leben. Ihr habt nicht nur diese geschont, sondern



„auch unsre Ehre gerettet. Wir haben
 „das Vertrauen zu eurer Großmuth, daß
 „ihr uns nicht nach der Strenge behan-
 „deln, und euch mit einem Geschenke be-
 „gnügen werdet, das freylich mehr un-
 „sern Kräften, als dem innern Gefühl
 „unserer Dankbarkeit angemessen ist.“
 — Nun überreichte sie ihm eine Dose mit
 Dufaten angefüllt. Lächelnd frug sie der
 Ritter: wie stark die Summe sey? —
 „Es sind zweytausend fünfhundert Stück,
 „antwortete zitternd die Frau, wenn ihr
 „aber nicht damit zufrieden seyd, so wol-
 „len wir alle Kräfte anstrengen, um eine
 „stärkere Summe aufzutreiben.“ — Nein,
 Madame, versetzte Bayard, ich ver-
 lange kein Geld. Die Sorgfalt, mit
 welcher ihr mich gepflegt habt, über-
 steigt bey weitem die Dienste, die ich
 euch habe leisten können. Ich bitte
 euch um eure Freundschaft, und be-
 schwöre euch, die meinige anzuneh-
 men. — Mehr erstaunt als erfreut über
 die unerwartete Mäßigung des Ritters,

sank

sank sie abermals zu seinen Füßen, und bat ihn auf das dringendste, dieses schwache Zeichen ihrer Erkenntlichkeit anzunehmen, mit dem Zusatz, sie würde ehe nicht aufstehen, bis er ihre Bitte gewährt habe. — Bayard hob sie liebevoll auf, und sagte: wenn ihr es denn so wollt, so darf ich es euch nicht abschlagen; aber kann ich nicht die Ehre haben, eure Töchter noch vor meiner Abreise zu sehen? — Die Mutter eilte sie zu rufen, und als die beiden Mädchen hereintraten, dankte ihnen der Ritter auf das verbindlichste für die Güte, mit welcher sie ihm Gesellschaft geleistet, und ihn während seinem Krankenlager aufgeheitert hatten. Ich wollte gern, fügte er hinzu, euch meine Dankbarkeit thätig beweisen; allein bey Soldaten findet man selten Kostbarkeiten, die sich für das schöne Geschlecht schicken. Eure Frau Mutter hat mir ein Geschenk mit zweytausend fünf hundred Dukaten gemacht. Ich gebe jeder von euch tausend zur Ausstattung, und ersuche euch



meine Schönen, die übrigen fünfhundert nach eurem eigenen Gefallen unter die Nonnen dieser Stadt zu vertheilen, welche durch die Plünderung gelitten haben. — So reiste Bayard ab, und ließ in den Herzen der Damen Monumente zurück, die mehr werth waren, als die größten Meisterstücke des Praxiteles. (*)

Die größten Völkerbezwiner sind oft am wenigsten fähig, ihre eigenen Leidenschaften zu bekämpfen; aber Bayard war beides. — Er sah in Grenoble (**) ein ausnehmend schönes Mädchen, und das eiserne Herz des Kriegers schmolz im Feuer der Liebe. Alles, was er von der Herkunft und den Umständen des Mädchens in Erfahrung brachte, bestärkte ihn in der Muthmaßung, daß es ihm leicht seyn würde, seine Leidenschaft zu befriedigen. Er machte seinen Kammerdiener zum Vertrau-

(*) Ein berühmter Bildhauer unter den alten Griechen.

(**) Hauptstadt in der Provinz Dauphine.



trauten, und dieser gefällige Dienstbote entledigte sich seines Auftrags mit der ganzen Geschicklichkeit eines ausgelernten Kupplers. Er gewann die Mutter, und erhielt die Erlaubniß, die Tochter seinem Herrn zuzuführen. Die Seele des Mädchens war schön, wie ihre Züge, und dennoch folgte sie ohne merkliche Unruhe ihrem Führer, denn sie hatte eine zu hohe Meinung von Bayards Edelmuth. Als sie vor den Ritter kam, fiel sie vor ihm auf die Kniee. — Eine Fluth von Thränen stürzte aus ihren schönen Augen. — „Gnädiger Herr! sagte sie schluchzend, ihr werdet nicht ein unglückliches Opfer des Elendes entehren, dessen Schutzgott ihr seyn solltet.“ — Steh auf, meine Tochter! versetzte der gerührte Held, du sollst mein Haus ebenso unschuldig, aber glücklicher verlassen, als du es betreten hast. — Augenblicklich ließ er das Mädchen in Sicherheit bringen, und am folgenden Morgen die Mutter zu sich rufen. Als er ihr das Schänd-



Schändliche ihres Betragens auf das nachdrücklichste verwiesen hatte, gab er ihr sechshundert Franken zur Ausstattung der Tochter, wenn sich ein rechtschaffener Mann finden würde, der sie mit dieser Wittgift beirathen wollte. Diesem Geschenke fügte er noch hundert Thaler für die Hochzeitskleider und die Unkosten der Ceremonie bey. — Die That bedarf keiner Lobrede.

Auch da wo selbst seine Nation mit Schande bedeckt wurde, mußte Bayard Ruhm einzuernden. Als die Franzosen bey Guinegade 1513, fast ohne sich zu wehren, eine schimpfliche Niederlage erlitten, hielt er mit einer Handvoll eben so beherzter Leute wie er, den Angriff verschiedener weit stärkerer Partheyen ab. Als er endlich sah, daß er sich dennoch würde ergeben müssen, und einen reichgeharnischten Englischen Ritter gewahr wurde, der sich ermüdet vom Kampf unter einen Baum gelagert, und seinen Helm und Waffen auf die Seite gelegt hatte, sprengt er auf ihn

ihn loß, stieg vom Pferde und rief ihm zu, indem er ihm den Degen auf die Gurgel setzte: ergieb dich Kriegsmann, oder du bist des Todes. — Der Engländer, in der Meinung, die Franzosen seyen wieder Meister vom Schlachtfelde geworden, ergab sich ohne Widerstand, und begehrte den Namen seines Ueberwinders zu wissen. Ich bin Banard, antwortete der Ritter, Banard, der euch euern Degen mit dem seinigen zurückgiebt, und auch euer Gefangener ist.

Einige Tage drauf wollte Banard zu seiner Armee zurückkehren. — „Wo ist eure Kanton?“ sagte der Engländer. — Und die eurige? versetzte der Ritter, ich hatte euch zum Gefangenen gemacht, eh ich mich ergab, und hatte euer Wort, eh ihr das meinige hattet. —

Der Fall war so sonderbar, daß die Waffenkönige ihn nicht entscheiden wollten,
und



und man erwählte den Kaiser und den König von England zu Richtern, die das Urtheil dahin fällten, daß beyde ihres gegebenen Wortes entledigt und frey seyn sollten. — König Heinrich fügte indessen noch die Bedingung hinzu: Bayard sollte sechs Wochen lang in die Niederlande verreisen; weil er das Lager und die Werker der Engländer gesehen habe. — Heinrich hatte hierbey noch Nebenabsichten. Er suchte nemlich den Ritter auf seine Seite und in seine Dienste zu ziehen; aber alle Anerbietungen und Schweichelen halfen nichts: Bayard blieb seinem Vaterlande treu.

In dem Treffen bey Romagno bediente man sich des Musketenfeuers zum erstenmale, und Bayard war vom Schicksal aufersehen, die traurige Probe seiner Wirkung zu empfinden. Er wurde tödtlich verwundet, ließ sich vom Pferde heben und unter einen Baum legen. Er wendete den Blick nicht vom Feinde, als wenn er das Kreuz seines Degengefäßes als ein sterben.

bender Krieger betrachtete. In diesem Anschauen verband er den Christen und den Soldaten. In Ermangelung eines Priesters, beichtete er seinem Haushofmeister, und erwartete so das Ende seiner Ehrenvollen Laufbahn.

Bourbon ritt im Nachsehen bey ihm vorüber, und bedauerte seinen Zustand. — Nicht ich, antwortete ihm Bayard mit edlem Stolz, sondern ihr, mein Herr, seyd zu beklagen. Ich sterbe in meinem Verrath; aber mit euch muß man Mitleiden haben, wenn man euch gegen euer Vaterland, euern König, eure Freunde, euern Leyd, eure Ehre und euern eignen Vortheil gewafnet sieht. — Auch bey den Feinden hatte sich der Ritter Ehrfurcht erworben. — Der General Pescari, ein geschwornener Feind der Franzosen, aber ein eben so warmer Freund eines jeden Mannes von Verdienst, erfuhr nicht sobald das dem Ritter wie-
der.



verfahrne Unglück, als er zu ihm eilte und ihm Hilfe anbot. — Er verließ ihn nicht bis er verschieden war, und sagte dann:
 „wir haben das Muster eines großen Man-
 „nes, und die Franzosen ihren Feldherrn
 „verlohren.“

Bayard starb wie alle seine Ahnherrn, vom Ur = Ur = Urgroßvater an, die, so wie er, auf dem Schlachtfelde geblieben waren.

Sein Tod verursachte in dem Französischen Heere allgemeine Trauer. — Officier, Reuter und Soldaten mischten ihre Thränen über den Verlust ihres Freundes, ihres Vaters und ihres Wohlthäters. — Einige, um die Hülle des großen Mannes noch einmal zu sehen, ergaben sich freiwillig als Gefangene an die Allirten, die aber, gerührt von dieser edlen Anhänglichkeit, ihren Wunsch erfüllten, ohne ihnen die Freiheit zu rauben. — Seine Freunde baten die Sieger um seinen Körper. — Der großmüthige Pescari hatte ihn be-
 reits



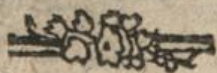
reits einbalsamiren lassen, und überliefer-
te ihn ohne Widerreden, worauf er nach
Grenoble gebracht wurde. — Der Herzog
von Savoyen gab den Befehl, daß in seinen
Staaten dem Leichnam alle Ehre einer
Fürstlichen Person erwiesen werden, und
der Adel ihn bis auf die Grenze begleiten
sollte. Die Bewohner der Provinz Dauphi-
né empfingen ihn da, und brachten ihn
unter Thränen und Wehklagen in die Haupt-
stadt. Dort ruht der Staub dieses unver-
gleichlichen Mannes unter einem einfachen
Grabmahl. Kein Hierrath und keine Inna-
schrift nennt ihn der Nachwelt: denn das
hat Hofundank seinem eigenen Verdienst
und der Geschichte überlassen.





Die Franzosen hatten nun Italien ganz verlassen, und sich in ihr Land zurückgezogen. Die letzte Niederlage schwächte ihren Muth, und Bajards Tod entnervte ihn ganz. Jetzt war der rechte Zeitpunkt, der Französischen Monarchie den tödtlichsten Streich zu versetzen. Gemeiniglich aber sind die Menschen in eben dem Augenblick blind, wo sie am schärfsten sehen sollten. — Bourbon hatte hierzu einen trefflichen und zuverlässigen Plan entworfen. Er wollte durch die Provinz Dauphine gerade auf Lyon (*) losgehen, diese Stadt, die wenig Widerstand leisten konnte, und wo er ohnehin geheime Bekanntschaften hatte, wegnehmen, ohne sich um andere feste Plätze zu bekümmern; von da in seine ehemaligen Besitzungen, wo er von dem

(*) Eine der größten Städte in Frankreich, die wegen ihrer Manufakturen berühmt ist.



Dem Adel, der ihn liebte, und von dem gemeinen Volke, das mißmüthig war, Unterstützung erwarten konnte, und so in das Herz von Frankreich eindringen. Die verbündeten Mächte wollten aber diesem Plan kein Gehör geben; vielleicht aus Furcht, Bourbon mögte sich alsdann mit dem Französischen Hofe abfinden, und die alliirte Armee im Stiche lassen. Er erhielt demnach Befehl, in Provence einzufallen. Auch hierzu stimmte der Pabst, Venedig und Sforza nicht, die froh waren, die Franzosen aus Italien vertrieben zu haben, und der Kayser und Engelland entsagten lieber ihrer Beihilfe, als daß sie den schönen Entwurf, Frankreich durch Fortsetzung des Krieges zu Grunde zu richten, hätten aufgeben sollen. — Pescari und Bourbon folgten der Ordre, und drangen ohne Widerstand bis Marseille (*)

D 2

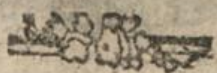
vor,

(*) Große Handelsstadt in Frankreich an der Küste von Provence. Sie hat einen



vor, nachdem sie sich auf dem Marsch
mehrerer kleinerer Plätze bemächtigt hat-
ten. Marseille wurde hierauf am 19ten
August 1524 förmlich belagert. — Der
Herzog von Bourbon hoffte diese Stadt
mit der nehmlichen Leichtigkeit zu erobern,
als die übrigen geringern; allein der tapfe-
re Widerstand der entschlossenen Bürger-
schaft vereitelte seine zuversichtliche Erwar-
tung. — Da man sah, daß durch Gewalt
nichts zu gewinnen war, nahm man seine
Zuflucht zur List. Ausgesuchte Soldaten
mußten sich verkleidet in die Stadt schlei-
chen, und ihr Auftrag war, sie während ei-
nem falschen Angriff an mehreren Orten
in Brand zu stecken. Die Mordbrenner
nah.

nen guten Hafen, und zwey Citabel-
len. Sie ist von mancherley Abgaben
fren, und hat eine fast eigene Regie-
rung. Hier liegen die Französischen
Galeeren und werden in dem schönen
Arsenal gebaut. Im Jahr 1720 wur-
den die meisten Einwohner von der
Pest hingerafft.



nahmen aber ihre Maasregeln schlecht, wurden entdeckt, und im Angesichte des vereinigten Heeres aufgefknüpft.

Bourbon, entrüstet über seine fehlgeschlagene Hofnung, und da deswegen sein Ansahen bey der A mee täglich mehr wankte, suchte überall den Tod, ohne ihn zu finden. Pescari, der gleich Anfangs sich der Belagerung von Marseille widersezt hatte, sah das alles mit innerer Schadenfreude, und zog sogar den Herzog bisweilen damit auf. — Eines Tages schlug eine Kanonenkugel in sein Zelt, wo eben ein Priester die Messe las. Der Geistliche und zwey Edelleute blieben auf der Stelle tod. Bourbon eilte hinzu und frug: „was giebt's hier?“ — Die Bürgemeister von Marseille, antwortete Pescari hohnlächelnd, wollen euch die Schlüssel zur Stadt überreichen.

Franz, um die Gefahr, die ihm drohte, abzuwenden, bot nun alle seine



Kräfte auf. Er brachte ein Heer von 40,000 Mann auf die Beine, und führt es in eigener Person an. Bei Annäherung dieser überlegenen Macht hoben Pescari und Bourbon die vierzig Tage lang gedauerte Belagerung auf, bevor die Franzosen sie erreichen, und ihnen den Rückzug abschneiden konnten.

Es war gefährlich für den König Franz die Fliehende zu verfolgen. Die Engländer und Spanier konnten leicht in seinen Staaten nachtheilige Diversionen machen. Allein seine leichtsinnige Tollkühnheit, sein Uebermuth bey dem mindesten Schimmer des Glückes, und mehr noch die Ueberredungen des Bonniwet, brachten ihn zu dem, in der Folge so nachtheiligen Entschluß in Italien einzudringen, und Mayland wieder zu erobern. — Bonniwet wurde weniger durch das Interesse seines Herrn, als seine eigene Leidenschaft ange trieben, diesen Vorschlag durchzusetzen.

ken. Er hatte einen Liebeshandel mit einer vornehmen Dame, die Signora Clarissa hieß, in Mayland gehabt, eine Dame, die damals für die schönste in ganz Italien gehalten wurde. — Sie wieder zu sehen und die alte Bekanntschaft zu erneuen, war die Triebfeder, die ihn reizte, seinen König zur Verfolgung des Herzogs von Bourbon zu vermögen. (*)

Beide Armeen kamen am nemlichen Tage auf den Grenzen von Mayland an; allein die Kaiserlichen vereinigten sich durch einen forcierten Marsch so schnell mit dem Vicetönig von Neapel, daß sie sich dadurch in den Stand setzten, die Unternehmungen der Franzosen abzuwarten und für sich selbst die besten Anstalten zu treffen.

Gleich Anfangs wurde beschlossen, vornehmlich die Hauptstadt zu decken; allein da
D 4 sich

(*) S. Brantôme.



sich bey Ankunft des dazu bestimmten Korps deutliche Spuren der Pest zeigten, welche sich in der Stadt zu verbreiten anfieng: so begnügte man sich, nur die Citadelle mit der gehörigen Mannschaft zu besetzen. Der Ueberrest marschierte in dem nemlichen Augenblick wieder zu dem Römischen Thore hinaus, als die Franzosen vor dem Tessiner erschienen. Hätten letztere hier gleich zugeschlagen, so waren die andern ohne Rettung verlohren; aber es sollte nicht so seyn. Die Franzosen ließen ihnen Zeit zu einem ziemlichen unordentlichen Rückzuge. — Franz glaubte unvorsichtiger Weise, die Hauptstadt mit der Citadelle würde ihm den Sieg unfehlbar in die Hände spielen — vielleicht war auch seines Rathgebers Leidenschaft für die schöne Clarissa die Ursache — Kurz! Franz hielt sich so lange mit der Hauptstadt auf, bis seine Feinde in der besten Verfassung waren.

Hierauf nahm der König und sein Liebling Bonnivet, ganz gegen die Meinung
der

der gesammten übrigen Generalität, die Bonnivet deswegen bey seinem Herrn verdächtig zu machen wußte, auch die Belagerung von Pavia vor. — Obgleich nicht nur die treffliche Vertheidigung des Kommandanten Anton von Leve, sondern selbst Bitterung und Umstände einen vernünftigen Feldherrn vermocht hätten, diese Eroberung aufzugeben; so setzte doch Franz, der einer Dame in Lyon sein Wort gegeben hatte, als Sieger schon im Monat Merz zurückzuführen, den Kopfs auf, und wollte von dieser so nachtheiligen Belagerung nicht absteigen. — Indessen die Französische Armee vor Pavia durch das lebhafteste Feuer der Belagerten, durch Krankheiten, Desertion, strenge Bitterung und Mangel an Lebensmitteln aufgerieben wurde, wußte Bourbon nicht nur den Herzog von Savoyen, an dessen Hof er sich in dieser Absicht begeben hatte, von der Französischen Parthey abzulenken, und ihn zum Bündnisse mit Karl V zu bereden, sondern er hatte auch Mittel gefunden, ein Korps Truppen



pen von 16,000 Mann in Deutschland anzuwerben, die er nun nach Italien führte. — Er fand das äußerst geschwächte Französische Heer bey seiner Ankunft nach vier Monaten noch vor Pavia. Sobald er sich an die Kayserlichen angeschlossen hatte, griff diese vereinigte Armee die Französische an. Anfangs war der Sieg zweifelhaft; allein zuletzt mußten die ausgehungerten Gallier der Wuth der Spanier (*) und dem Muthe der Deutschen das

(*) Eine Kriegslist des General Pescara stammte diese Wuth an. — Er recognoscirte kurz vor dem Treffen das feindliche Lager, und als er in das seinige zurückkam, streute er aus; Franz habe bey Lebensstrafe verboten, einem Spanier Vardon zu geben. Diese falsche Nachricht fand so starken Glauben, daß die ganze Kayserliche Armee sich eidlich verband, keinem Franzosen das Leben zu schenken, und lieber zu sterben, als sich zu ergeben. Dieser Um-

das Schlachtfeld überlassen, und Franz, der persöhnlich wie ein Löwe gefochten, aber nicht wie ein kluger Heerführer kommandiert hatte — wurde selbst gefangen. — Da er kein Mittel zur Rettung mehr sah, wollt' er sich dennoch nur dem Vicerönig ergeben, und als dieser herbeueilte, redete ihn der gefangene Monarch auf Italienisch mit diesen Worten an: Herr von Lannoy, hier habt ihr den Degen eines Königes, der eure Achtung verdient, weil er damit manches Blut der eurigen Ströbmen machte, eh er ihn abgeben mußte, und nicht durch Feigheit; Son, dern durch ein unseliges Schicksal euer Gefangener wurde. — Lannoy nahm dem Könige den Degen kniend ab, küßte ihm die Hand, und überreichte ihm in dieser Stellung seinen eigenen, mit dem Zusatz:

Umstand machte das Heer unüberwindlich, in der Schlacht, und die Spanier grausam nach dem Siege.
— G. Raynal anecd. hist.



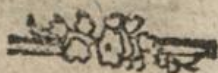
sah; „Eure Majestät erlaubt, daß ich ihr
 „dagegen mein Schwert einhändigen darf,
 „welches manches Blut der Franzosen ge-
 „schont hat; denn ein Kaiserlicher Gene-
 „ral darf keinen entwafneten König zum
 „Gefangenen haben.

Franz wurde behandelt, wie es einem
 gesalbten Kronenträger zukommt. Lannoy,
 Pescari und selbst Bourbon, begegneten
 ihm mit der äußersten Ehrfurcht, und
 das ganze siegreiche Heer suchte ihm durch
 Theilnahme sein Schicksal zu erleichtern.
 — Ein Spanischer gemeiner Soldat be-
 zeigte sie auf eine sonderbare Art. —
 „Sire! sagte er zu dem Könige, ich hat-
 „te den Tag vor der Schlacht sechs silber-
 „ne Kugeln für die vornehmsten Herrn,
 „die euch umgaben, und eine goldne für
 „Eure Majestät selbst gegossen. Nur die
 „euerige ist mir übrig geblieben. Ich bit-
 „te euch, nehmt sie an, um einen Theil
 „eures Lösegeldes zu bestreiten.“ —
 Fürchterlich war die Demüthigung für den
 über-

übermüthigen Franz. — Unglück ist aber die beste Schule für den Menschen. — Franz nahm die goldne Kugel mit Rührung, und freute sich der treuherzigen Freymüthigkeit des Soldaten.

Ein andrer Charakterzug eines Franzosen ist noch trefflicher. — Er gab der Wache hundert Thaler, um die Erlaubniß zu erhalten, seinem Könige die Stiefel ausziehen zu dürfen, die der Monarch noch lange nach dem unglücklichen Tage bey Pavia nicht von den Füßen gebracht hatte. Diesem Soldaten, den die Geschichte nicht nennt, gereichte ein solcher edler Beweis von Anhänglichkeit an seinen König zum unbezweifelten Verdienst, und er wurde, nachdem Franz wieder in Freyheit war, wie billig, durch Beförderung zu höhern Ehrenstellen dafür belohnt.

Der gefangene König wurde hierauf seinem eignen Begehren gemäß nach
Ma:



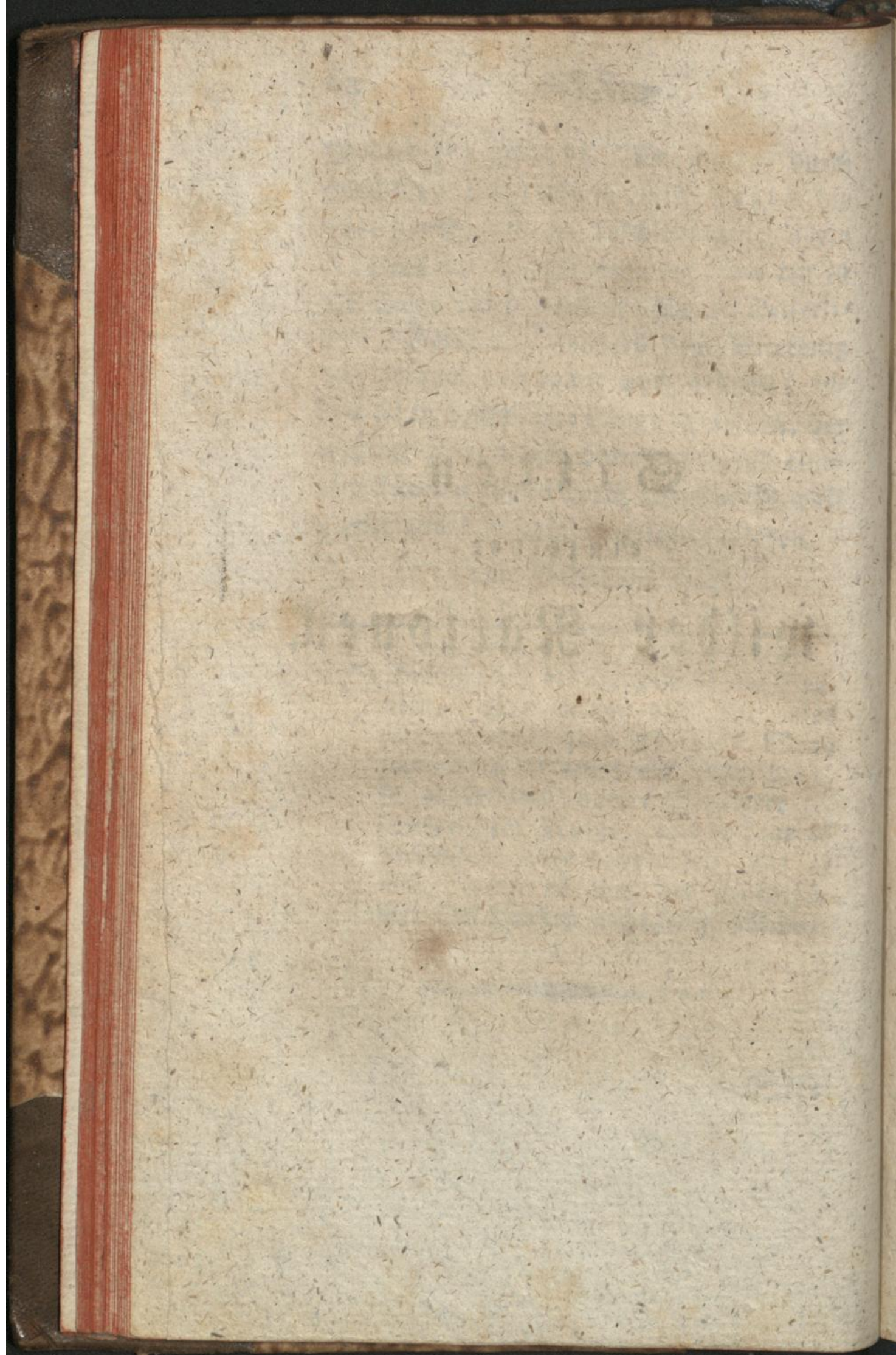
Madrid (*) gebracht. Er glaubte durch mündliche Unterredung mit Earl die Unterhandlungen zu beschleunigen; allein er betrog sich in seiner Hofnung, wie wir in der Folge sehen werden. Denen Kaiserlichen Generalen, besonders dem Vicekönig von Neapel war damit auch gedient; indem sie in beständiger Sorge schwebten, der wichtige Fang mögte ihnen von irgend einer benachbarten Macht durch List oder Gewalt wieder aus den Händen gespielt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

(*) Bekanntlich die Hauptstadt in Spanien. Wir wollen hier nur eines sonderbaren Regals erwähnen. Wenn jemand in Madrid ein Haus baut, so gehört das untere Stockwerk jedesmal dem Könige, und er kann es verkaufen, oder vermietthen, wie er will, wenn es ihm der Eigenthümer des Hauses nicht selbst abkauft.

Sitz

S i t t e n
e i n g e l n e r
w i l d e r N a t i o n e n.



T a h i t i.

(Fortsetzung.)

Der Karakter der Eingebornen ist außerordentlich leutselig und gutherzig. Bei dem zweyten Besuch, den ihnen Kapitain Cook im August 1773 abstattete, kamen sie ihm mit einer Menge von Canots (*) eine gute Strecke in die See entgegen, schwenkten ein großes grünes Blatt in der Luft, als ein Zeichen des Friedens, und riefen laut Tayo! welches Wort ihr Freundschaftsgruß ist. Sie überreichten ihm überdieses noch einen grünen Fischefangstengel, den er an den Mast befestigen mußte, damit jeder Innländer sehen konnte, die Ausländer kämen als Freunde. Hierauf versahen sie die An-
E kömm-

(*) Kleine Fahrzeuge.



kömmlinge mit allen Produkten und Erfrischungen ihres Landes, mit jenem ungekünstelten Wohlwollen, das oft mehr Werth hat, als das Geschenk selbst. Sie gaben sich alle Mühe, den Europäern ihre Sprache beizubringen, und hatten eine große Freude, wenn der Unterricht von gutem Erfolg war. — Die Fluth hatte das Schiff des Kapitain Cook bey einer Windstille unvermerkt auf die Felsen getrieben, und es gerieth in die größte Gefahr. Die Indianer, welche an Bord waren, kannten die Gefahr nicht, und blieben ganz gelassen; als sie aber sahen, wie sauer sich die Fremdlinge bey der Arbeit, das Schiff wieder flott zu machen, werden ließen, legten sie freywillig mit Hand an, und boten alle Kräfte auf, den Europäern beizustehen. — Als Cook mit verschiedenen seiner Leute eines Tages längs der Küste spazierte, folgte ihm eine unglaubliche Menge Eingebornen nach, die ihn und die Seinigen mit Gewalt auf ihren Schultern durch das Wasser tragen wollten, wenn

wenn ein Bach oder Graben im Wege war. So höflich wäre nicht der gemeinste Europäer, wenn man ihm den Liebesdienst nicht zuvor abkaufte. —

Die Gastfreundschaft ist bey diesem Volke eine ganz gemeine Tugend. Forster gieng mit seinem Vater und einigen andern der Schiffs-gesellschaft tiefer ins Land, um Botanische Entdeckungen zu machen. Sie trafen einen Mann von gutem Ansehen, der sie bey'm ersten Anblick ersuchte, sich vor seiner Hütte in den Schatten zu setzen. Er breitete Pisangblätter auf den gepflasterten Vorhof, und trug eine kleine hölzerne Bank, welche aus einem Stück Brodfrucht-holz verfertigt war, herben, und nöthigte den von der Gesellschaft, sich darauf zu setzen, welchen er für den vornehmsten hielt. Als sie alle saßen, lief er in seine Hütte, und reichte, als er zurückkam, seinen Gästen gebratene Brodfrucht auf frischen, Blättern und ein Körbchen voll Tabakischer Aepfel. Nachdem sie sich hatten wohl.



schmecken lassen, öfnete er fünf große Cocosnüsse, schüttete den Saft in eine Schale zusammen, und sie mußten nach der Reihe trinken. Kleine Geschenke von Nägeln und Glaswerk, welche ihm die Fremden dagegen gaben, schienen ihm lange nicht so viel Vergnügen zu machen, so sehr sie ihn übrigens freuten, als das Bewußtseyn, seine Gäste freundlich bewirthet zu haben. Eine solche Mahlzeit ist wohlschmeckender, als dreyßig Schüsseln, unter denen eine Fürstentafel knarrt. — Ein andermahl giengen sie gleichfalls in der nemlichen Absicht aus, und hatten einen eingebornen Jüngling zum Wegweiser. Der gutherzige junge Mensch hatte eine besondere Zuneigung zu den Fremdlingen gefaßt, und bat sie dringend, ihm in das Haus seiner Eltern zu folgen. Sie thatens, und fanden die Wohnung zwar klein, aber reinlich und ordentlich. Das Pflaster des Vorhofs war mit frischen Blättern bestreut, und die Mahlzeit, die in trefflichen Cocosnüssen und bereiteter Brodfrucht bestand, war schon in
der

der besten Ordnung aufgetischt. Zwen Leute von angehendem Alter waren beschäftigt, die Ratten, welche sich in ziemlicher Anzahl einfanden, von den Speisen abzuwehren. Auf diese lief der junge Insulaner zu, und stellte sie der Gesellschaft, mit sichtbaren Zeichen von innerem Wonnegefühl, als seine Eltern vor, und die Alten freuten sich außerordentlich, die Freunde ihres geliebten Sohnes bey sich bewirthen zu können. Die Gäste ließen sich wohlschmecken, und wunderten sich nicht wenig, wie das alles schon zu ihrem Empfang bereit seyn konnte, bis sie sich besannen, daß ihr Wegweiser heimlich einen seiner Kameraden vorausgeschickt hatte, um seinen Eltern Nachricht von dem Besuch zu geben, den er ihnen zu bringen gedachte. Die kleine Familie nöthigte mit der liebenswürdigsten Treuherzigkeit zum Essen, und ihre Freude war unbeschreiblich, als sie die Gäste mit so gutem Appetit ihre Bitten erfüllen sahen. Das war nicht genug. Der Jüngling packte noch alles was übrig geblieben war

E 3

war beim Abschied zusammen, und trug es ihnen bis ans Schiff nach. Ein Beil, ein Hemde und andre Kleinigkeiten, die man ihm schenkte, machten ihm ein ganz unerwartetes Vergnügen; denn er hatte an seine Belohnung gedacht, und im geringsten nicht in dieser Absicht gehandelt. Am Abend kehrte er in voller Freude mit seinen Schätzen zu seinen Eltern zurück.

Eine andere Anekdote zeigt die edle Gutherzigkeit der Tahiter in ihrem vollen Lichte. — Mehrere Europäer giengen tiefer ins Land, und hatten, nach ihrer Gewohnheit, einen Indianischen Wegweiser bey sich. Die Hitze war drückend, und sie durch das Herumklettern auf den Felsen und Gebirgen sehr ermüdet. Ihr Führer sah das, und rief einigen seiner Landsleute, die im Thal beschäftigt waren, ein paar Worte zu. Bald drauf eilten ihnen verschiedene Insulaner nach, und brachten drey Cocosnüsse. Sie baten die Fremden, ein wenig auszuruhen, und sagten: sie hätten un-



unten im Thale noch mehrere dieser Mäße zurückgelassen; weil ihnen bange gewesen wäre, sie mögten zu viel auf einmal von dem köhlenden Saft trinken, und sich Schaden zufügen. — Nachdem sich die Gesellschaft ausgeruht hatte, schlichen sie ins Thal hinab, und fanden alles zu ihrer Erfrischung bereitet.

Die Indianer in Tahiti sind friedfertige Leute, und nur die Nothwehre kann sie dahin bringen, die Waffen zu ergreifen. Als der Englische Kapitain wallis im Jahr 1767 unangenehme Auftritte mit ihnen hatte, die sich blutig endigten, weil sie ihm sein Schiff zu stürmen wagten, muß die Veranlassung gewiß von den Engelländern hergekommen seyn; denn sobald sie erfuhren, daß wallis nicht gekommen wäre sie zu unterjochen, sondern nur sich eine kurze Zeit bey ihnen aufzuhalten, um frische Lebensmittel einzutauschen, so vergaßen sie, ohne das mindeste Ueberbleisel von Rachegefühl, die Mißhandlung, und den Verlust ihrer Brüder und Verwandten, boten ih-



ren Überfluß mit dem gutmüthigsten Herzen dar, und bewiesen denen, welche die Hände in dem Blute ihrer Mitbürger befleckt hatten, wieder Freundschaft und zuvorkommende Liebe im Uebermaas. Auch das sanfteste, das gutherzigste Volk verabscheut den Druck der Tyranney und schützt seine Freyheit mit seinem Blute, wenn es aufs äußerste getrieben wird.

Bei allen diesen guten Eigenschaften haben die Tahiter den Hang zur Dieberey mit allen wilden Völkern gemein. Cook hatte deshalb manche Verdrießlichkeiten mit ihnen. Es ist unbegreiflich, wie ein so menschenliebendes, gastfreies Volk, dem Trieb, andre zu berauben, nicht widerstehen kann. Unter sich thun sie das nicht; sondern jedem ist das Eigenthum des andern heilig. Es müssen daher die nichtsbedeutenden fremden Waaren, als Glasforallen, eiserne Nägel, ein Stückchen Leinwand, und dergleichen, besonde-
re



re Reize für sie haben; und da sie ihnen die eigennützigen Europäer selten als ein wirkliches Geschenk; sondern meistens an Zahlung gegen bessere Bedürfnisse geben, so steigt in ihren Augen der Werth davon zu einer ungemessenen Höhe. Einige Beispiele können zeugen, wie unwiderstehlich ihre Begierde nach fremdem Gut ist. — Die oben beschriebene schöne Marorai besah bey ihrem ersten Besuche auf dem Schiffe, in Begleitung eines Herrn der Reisegesellschaft, die Officiers - Kajüten. Ein paar Betttücher auf dem Bette dieses Herrn reizten ihre Habsucht besonders. Sie bat ihn durch Worte und Zeichen auf das dringendste, ihr solche zu schenken. Er setzte den Preis besonderer Gunstbezeugungen darauf, welche Marorai Anfangs abschlug; als sie aber sah, daß sie ihre Absicht nicht erreichen würde, ohne sie zu bewilligen; so ergab sie sich mit einem Schein von Widerwillen, nach einigem Widerstreben. In diesem Augenblick stieß das Schiff gegen einen Felsen.



Der Liebhaber vergaß die Schäferstunde, flog aufs Berdeck, und ließ die Schöne im Stiche. Als er sich nach hergestellter Ruhe niederlegen wollte, fand er sein Bett ohne Bettücher. Die geliebte Marorai hatte sie, trotz der Gefahr, von der sie vermuthlich nichts ahndete, so behende auf die Seite zu bringen gewußt, daß man sie selbst auf dem Berdeck nicht einmal vermist hatte, wo sie im Augenblick wieder erschien. Ihr Liebhaber, der sie nachher auf dem Lande in ihres Bruders Hause sah, aber sich wohl hütete, etwas von den Tüchern zu sagen, verschwendete dort seine Ueberredungskraft vergebens; sie war und blieb, nachdem sie ihren Zweck erreicht hatte, unerbittlich. — Unter dem Vorwand des Handels giengen manche auf das Berdeck des Schiffes, und entwendeten, was ihnen zuerst in die Augen fiel. Ja einige waren so hinterlistig, daß sie die Cocosnüsse, welche ihre Landsleute bereits an die Europäer verkauft hatten, heimlich wieder weg-



wegstahlen, und über Bord, in die herum-
schweifende Canots warfen, damit sie zum
zweytenmal verkauft werden konnten.

In seinen Sitten und Gebräuchen ist
dieses Volk einfach, wie in seiner übr-
igen Lebensart. Es kennt wenig Be-
dürfnisse, und, zufrieden mit dem, was
ihm sein Himmelsstrich gewährt, lebt es
in ruhiger Einfalt dahin. (*)

Verschiedene Europäer, unter denen
auch der jüngere Forster war, giengen ei-
nes Tages in der Insel auf Untersuchungen
aus. Der Mahler Godges gab einem
Jüngling der Eingebornen sein Portefeuil-
le, in dem er die aufgenommenen Zeichnun-
gen der verschiedenen Gegenden verwahrte.

Der

(*) Es wäre Sünde, wenn die Be-
kanntschaft mit den Europäern die-
ser glücklichen Simplicität geschadet
haben sollte.



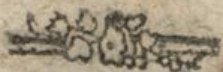
Der junge Indianer war stolz auf das Vertrauen, welches der Fremde in ihn setzte, und erhob sich in seinem Herzen über die andern seines Landes weit hinaus. — Die Gesellschaft gelangte zu einer geräumigen Hütte, in welcher eine zahlreiche Familie versammelt war. Ein ehrwürdiger Alter lag auf einer reinlichen Matte ausgestreckt, und hatte ein hölzernes Schemmelchen, statt dem Kissen unterm Kopfe. Sein greises Haar und der schneeweisse Bart, der ihm bis auf die Brust herab floß, floßten Achtung und Ehrerbietung ein. Sein lebhaftes Auge und seine volle Wangen zeigten unverdorbene Gesundheit, und die Heiterkeit die ihm von der Stirne lächelte, verkündigte Ruhe der Seele. Nur wenige Runzeln, sonst die Gefolgen des Kammers, waren in seinem Gesichte zu sehen. Kleine nackte Kinder, wahrscheinlich seine Enkel, spielten mit dem guten Alten, deren Liebesosungen er mit unverdorbnem Herzensgeföhle erwiderte. Wohlgewachsene Männer, und hübsche gesunde Mädchen kunden
um



um ihm her, und es schien, daß die Familie nach einer guten mäßigen Mahlzeit, ihr Verdauungsstündchen in häuslicher Eintracht hielt. Der Alte bat die Fremde, sich bey ihm auf seine Matte niederzulassen. Er betrachtete sie, ihre Kleider, ihre Waffen mit jener flüchtigen Aufmerksamkeit, die uns natürlich ist, wenn uns mannigfaltige unbekannte Gegenstände auf einmal ins Auge fallen. Besonders schien ihm die Hautfarbe der Ausländer zu gefallen, und er drückte seine Verwunderung ganz begreiflich aus, daß sie nicht tatouirte (*) wären, und keine so lange Nägel hatten, wie er. (**)
Die ganze Familie war begierig, die Nahmen

(*) So nennen sie die schwarzen Punkte und Figuren, welche sie sich in die Haut rizen.

(**) Lange Nägel sind ein Unterscheidungszeichen der Reichen und Vornehmen. Sie wollen dadurch ihren Wohlstand andeuten, und daß sie nicht nöthig haben ihre Nägel durch Arbeit abzuschleiffen.



men der Fremden zu wissen, und sprachen sie nach ihrer Mundart aus, so daß die Europäischen Nahmen nicht mehr die nehmlichen blieben. Forster wurde in Matara, Godges in Oreo, Sparrmann in Pamant, Grindall in Terino, und Georg in Teori verwandelt. — Sie sind überhaupt sehr neugierig, die Nahmen der Leute, die sie nicht kennen, zu erfahren, und haben die sonderbare Gewohnheit, zum Zeichen einer außerordentlichen Freundschaft, die übrigen mit denen Nahmen derer umzutauschen, auf die sie eine besondere Zuneigung geworfen haben. Wenn sie neue Bekanntschaften machen, so sucht sich ein jeder einen eigenen Freund aus, mit dem er es besonders hält, und gegenseitige Geschenke bestätigen das Band.

Der freundliche Greiß ließ seine Gäste mit Cocosnüssen und andern Früchten bewirthen, ohne indessen seine Stellung
im

im mindesten zu verändern. Er that mancherley Fragen an Forstern und seine Gefährden, welche diese so gut beantworteten, als es ihr Mangel an Kenntniß der Landessprache gestatten wollte. — Der Mahler Hodges zeichnete einige Gruppen dieses Schauspiels. Die Indianer erstaunten nicht wenig über diese ihnen unbekannte Erscheinung, und freuten sich ausnehmend, Aehnlichkeit zwischen diesen Zeichnungen und einigen unter ihnen zu finden. Man sieht aus dieser kurzen Beschreibung, wie Patriarchalisch ihre häusliche Lebensart ist.

Die Weiber in O. Tabiti, ohne eben Sklavinnen zu seyn, wie in den Morgenländern, sind dennoch nicht in großem Ansehen. Bey ihren Mahlzeiten müssen sie von der männlichen Gesellschaft abgesondert essen. Ihre Beschäftigungen sind das Hauswesen, die Pflege der Männer, die Erziehung der Kinder und
die



die Verfertigung der Kleider und dazugehöriger Zeuge, diese letztern bereiten sie aus der faserichten Rinde der Maulbeerbäume. Sie klopfen die Rinde mit einem viereckigten Stück Holz. Auf allen vier Flächen dieses Hammers sind parallele Furchen eingeschnitten, die auf den verschiedenen vier Seiten immer tiefer werden, und dichter aneinander laufen. Von Zeit zu Zeit besprenken sie die Rinde mit einem Leimwasser, welches sie aus einer Pflanze (*) bereiten. Dieser Leim ist zu der Verfertigung der Zeuge ganz unentbehrlich; denn die Stücke werden aus lauter kleinen Stückchen Rinde zusammen geschlagen, und sind doch 6 bis 9 Fuß breit und bis 150 Fuß lang. — Unter dem gemeinen Volke sind besonders die ledigen Weibspersonen die ausgelassensten Dirnen, die weder Schaam noch Zurückhaltung kennen. Sie kamen schaarenweise auf die Schiffe der Engländer und reiz.

(*) Hibiscus esculentus.

reizten die Matrosen, sich mit ihnen abzugeben. Sie schwammen nackend um die Schiffe herum, um die Seemänner desto lusterner zu machen. Unter ihnen waren Kinder, die kaum neun bis zehn Jahre alt waren, und doch schon das Gewerbe der Erwachsenen trieben. Sie blieben sogar Nächte durch an Bord, und scheuten sich im geringsten nicht, ihre Liebhaber im Angesichte anderer zu begünstigen. Unter den Vornehmern herrscht in diesem Punkt schon mehr Sittlichkeit, und Forster hat bemerkt, daß das gemeine Volk, zu welchem diese Bacchantinnen gehören, durchgehends von kleiner Statur ist; eine natürliche Folge der allzufrühzeitigen Ausschweifungen des weiblichen Geschlechtes, und seines übertriebenen Hanges zur Wollust. Zum verwundern ist, daß die verheyratheten Weiber dem ohngeachtet sehr fruchtbar sind. Forster sah eine Frau, die unter vielen Kindern eins von 4 Jahren und eine verheyrathete



Tochter von 24 Jahren hatte. Sie war voll Runzeln, aber noch sehr rüstig. Es ist nichts seltenes, daß in Tahiti eine Frau zwanzig Jahre nacheinander Kinder bekommt; daher die ungemein starke Bevölkerung auf dieser Insel. (*)

Die Regierungsform der Tahiter scheint eben so einfach zu seyn, wie ihre Sitten; wenigstens müssen es ihre bürgerlichen Gesetze seyn. Sie haben einen König welchen sie Erih nennen, und dem sie besondere Ehre erzeigen; wie weit sich indessen seine Gewalt erstreckt, geben die Reisebeschreiber nicht zuverlässig genug an. Als Cook im Jahr 1773 wieder dort landete, hielt es ihm sehr.

(*) Wenn sie nicht durch die Europäer künftig gehemmt wird, die den armen Tahitern ein ganze Nationen verderbendes Gift mitgetheilt haben.

sehr schwer, Schweine einzuhandeln, ob ihm gleich die Insulaner jede andre Gattung von Lebensmitteln willig zuführten. Als er sich nach der Ursache erkundigte, erhielt er die Antwort: die Schweine gehörten alle dem Erib. Dieses zeigt eine oberste Gewalt, und daß der König seit Cooks voriger Abwesenheit die Schweine zum Regal gemacht hatte. — Die Beschreibung eines Gegen-Besuches, den der im Jahr 1773 regierende König O-ia dem Capitain auf dem Schiffe abstattete, mag genug seyn, die Ehrerbietung darzutun, welche die Tahiter gegen ihren Erib hegen.

Cook machte dem Könige wie billig die erste Visite. Seine Majestät saß mit kreuzweise übereinander geschlagenen Beinen, in dem Schatten eines Baumes, und eine Menge von Eingebornen hatte einen Kreis um ihn geschlossen. Nach den ersten Complimenten beschenkte ihn Cook



mit allem, worauf O. zu nur aufmerk-
same Blicke warf, denn der Kapitain
wusste wohl, wie nöthig ihm die Freund-
schaft dieses Mannes war. Man reichte
ihm dagegen ein Stück Zeug, welches
aber Cook mit dem Beyfügen ausschlug:
seine Geschenke kämen aus Tayo (Freund-
schaft) und nicht aus Eigennuz. Die
Untertanen, den eigenen Vater des Kö-
nigs nicht ausgenommen, stunden alle mit
entblößetem Haupt und nackenden Schultern
vor ihm. Die Ehrfurcht gegen den Mo-
narchen konnte indessen die Menge Volkes
nicht im Zaum halten, sie drängten sich
mit solchem Ungestüm herzu, um die
Fremdlinge zu sehen, daß die Hofbedien-
ten des Erub alle Mühe hatten, sie zu-
rückzutreiben. Einer von ihnen schlug un-
ter andern so weidlich drein, daß er
mehrere Stöcke auf den Köpfen seiner
Landsleute zersplitterte, die zwar die
Schläge gedultig annahmen, aber des-
wegen nicht um ein Haar bescheidener
wurden.

Die



Die schwarzen Haare des Königs und sein Bart waren lang und in einander gelockt. Eben so trugen sich seine Brüder und Schwestern. Da die Tabiterinnen gewöhnlich die Haare kurz tragen; so ist das wahrscheinlich ein Vorzug für die königlichen Prinzessinnen. Alle mußten indessen ohne Unterschied in Gegenwart des Königs die Schultern entblößen (*), und die Damen bedienten sich dieser Gelegenheit, ihre Reize auf mancherley Weise merkbar zu machen. Ein einziger, den sie I'boa (Freund des Königs) nannten, entblößete sich nicht. Dieser I'boa ist unsern Kammerherren zu vergleichen, deren der Erib zwölf haben soll, welche wechselsweise den Dienst bei ihm versehen. Eine Menge von Oheimen, Mühmen, Bettern und Baasen des Königs, unter denen sich die Europäer

(*) Die höchste Ehrenbezeugung, welche nur dem Könige erwiesen wird.



niedersehen mußten, wetteiferten, diesen Höflichkeiten und Liebkosungen zu erweisen. Ihr hoher Stand hinderte sie aber nicht, lüstern nach den Schätzen der Fremdlinge zu seyn, und ihnen Glascorallen und Mägel abzufodern. Die Matronen mußten so viele Schmeicheleyen mit ihren Forderungen zu verbinden, daß sie selten eine Fehlbitte thaten. Sie erkundigten sich nach den Namen der Europäer, nahmen sie an Kindesstatt an, und stellten ihnen ihre Verwandten als nunmehr auch die der adoptierten Fremden vor, und schlossen gemeiniglich damit: *Aima poe ibri no te tayo mettua?* d. i.: „ist denn kein Corallchen für das liebe Mütterchen da?“ Die jüngern Damen vom Hofe, die meistens hübsch waren, bedienten sich wieder anderer Kunstgriffe. Sie nannten die Europäer auf das zärtlichste: Brüder! und tranten all ihre Reize so unwiderstehlich aus, daß niemand ihnen etwas abschlagen konnte. Sie waren, aber dagegen nicht unerkennlich,

son-



sondern schickten ihre Bedienten (Tutahs) (*) nach ihren Wohnungen, und ließen große Stücke ihrer besten Zeuge holen, welche scharlachroth, rosenfarb oder blaßgelb gefärbt, und mit den feinsten, wohlriechenden Oehlen parfümirt waren. Sie theilten diese Stücke Zeug als Gegengeschenke aus, und hiengen sie den Fremden, zu deren größten Beschwerde, auf die andern Kleider über die Schultern. Während diesen Ceremonien spielte ein Bergschotte, den Cook bey sich hatte, auf dem Dudelsack. Dem König gefiel diese Musik so wohl, daß er den Tonkünstler mit einem großen Stück des schlechteren Zeuges beschenkte. — Cook mit seinem Gefolge beurlaubte sich und gieng wieder zu Schiffe.

Am folgenden Morgen kamen viele Canots ans Schiff. In dem kleinsten befand

S 4

fand

(*) Der Unterschied der Stände ist auch da eingeführt. Sie nennen gemeiniglich alles Tutah, was nicht vornehm ist.



fand sich O-tu, mit Geschenken für den
 Capitain belastet. Diese bestanden in ei-
 nem lebendigen Schwein, etlichen großen Fi-
 schen, wovon einer vier Fuß lang, und schon
 völlig zugerichtet war, nebst vielen Körben
 voll Brodfrucht und Pifang. Cook er-
 suchte den Erib vom Bord herab, herauf
 zu steigen; O-tu aber blieb unbeweglich
 sitzen, bis der Capitain nach der Tabiti-
 schen Hofsitte, in eine ungeheure Menge
 der besten Zeuge eingewickelt war, wodurch
 er ein comisches Ansehen erhielt. Nun
 kam der König, doch noch von einiger
 Furcht eingenommen, aus Verdeck. Er
 wurde in die Cajüte genöthigt; allein die
 Treppe schien ihm zu gefährlich, und einer
 seiner Brüder mußte zuerst hinunter steigen.
 Auf dessen Rapport, daß nicht das min-
 deste zu besorgen sey, ließen sich Seine
 Majestät bereden, sich gleichfalls hinabzube-
 geben. Ein gutes Frühstück, halb Englisch
 und halb Tahitisch zugerichtet, ward aufge-
 tragen. Der Monarch war, vermuthlich
 aus



aus Mißtrauen, nicht zu bewegen, etwas davon zu kosten. Sein Hofstaat ließ es sich dagegen sehr wohl schmecken. O. zu faßte den Budel des alten Forsters ins Auge, und, ob der gute Hund gleich mit Theer und Pech besudelt war, bezeigte doch der Fürst ein großes Verlangen, ihn zum Geschenke zu haben, und Forster befriedigte mit Freuden seinen Wunsch. Dieses Geschenk freute ihn so sehr, daß er den Budel sogleich einem seiner Kammerherren zur Aufsicht übergab, der ihn, als ein wahrer Hösling, seinem Gebieter überall auf dem Arm nachtrug. — Der König gab nun sein Verlangen zu erkennen, wieder ans Land zu gehen. Man brachte eine Pinasse herbei, und der zufriedene Fürst, der noch und nach alles Mißtrauen verlor, schwamm in Begleitung des Capitains und anderer Engelländer, nebst einem Theile seines eigenen Gefolges, aus U. er zurück. Vorher hatte man ihm noch einen Bock und eine Ziege geschenkt, deren Nutzen und die Art sie zu verpflegen er sehr leicht begriff.

§ 5



griff, und versprach Feins zu schlachten; sondern Junge davon zu ziehen. Als er ans Land tratt, empfing ihn eine unzählbare Menge Volkes mit lautem Jubelgeschrey.

Aus dieser beglaubten Erzählung kann man das hohe, nothwendig mit oberster Gewalt verbundene Ansehen eines Erih in Tahiti berechnen. Hierzu kommt noch die Gewohnheit, daß der Sohn eines Königs, wenn der letztere alt wird, schon bey Lebzeiten seines Vaters die Regierung antritt; der Vater verliert dadurch sein ganzes Königliches Ansehen, tritt in den Mittelstand zurück, und die jüngern Brüder des neuen Erih haben sogar den Rang vor ihm. Unsere Reisenden sahen den Vater des O. Tu in niedrigen Umständen, nackend bis auf den Gürtel, mit kurzen Haaren. Er hatte zwar eine Art von Versorgung; denn es war ihm ein Di-

Distrikt Landes angewiesen, aus welchem er seine Revenüen zog, und wo er den Statthalter vorstellte; allein von der ehemaligen Königlichen Würde trug er keinen Schatten mehr an sich. Sollte man hieraus nicht auch folgern können, daß in diesem Lande das Recht der Erstgeburt in der Regierungsfolge, so gut als bey uns eingeführt sey? — Forster macht noch bey Erzählung der Tahirischen Gewohnheit, den Vater im Alter des Thrones zu entsetzen, die richtige Anmerkung, daß die, sonst einem so sanften, liebevollen Volke nicht angemessene Unterdrückung der kindlichen Liebe, einen höhern Grad von Civilisirung ankündige, als ihm die ersten Beobachter zugetraut hatten; denn nur die Politik, der Königlichen Gewalt das höchste Ansehen zu verschaffen, könne in diesem Falle das natürliche Gefühl zum Schweigen bringen. So richtig jene Anmerkung ist, eben so richtig scheint mir auch diese, daß ein Volk, dessen Beherrscher eine so steife, staltliche Etikette an ihrem



Hofe eingeführt haben, bereits zu einem höhern Grade von Cultus gelangt seyn müsse.

Von der Religion der Tabiter läßt sich wieder, wegen dem Mangel an Kenntniß der Landessprache jener Europäer, welche uns Nachricht von ihnen gegeben haben, nicht viel bestimmtes sagen. Sie glauben und verehren kein höchstes Wesen, das sie Katua nennen; haben aber noch andre Götzen oder Heilige neben ihm, welches sich am besten aus der Einrichtung ihrer Begräbnißplätze schließen läßt. — Cook sah einen solchen Platz, dem die Einwohner den Nahmea Maray geben. Auf einer unbebauten Landspitze stand in wildaufgewachsenem Gesträuche ein pyramidenförmiges Gebäude von Steinen, dessen Basis vorn etwan 60 Fuß breit seyn mochte. Das Ganze war aus mehreren Absätzen übereinander aufgeführt. Rund umher stunden fünfzehn dünne 18 Fuß hohe Posten in die Erde eingerammt. An
je

Jedem dieser hölzernen Pfähle waren sechs bis acht kleine, theils männliche, theils weibliche Menschenfiguren schlecht eingeschnitten. Sie stunden ohne Unterschied der Geschlechter übereinander, doch so, daß immer die oberste eine männliche Figur war. Alle Gesichter waren nach der See zu gekehrt. Etwas abwärts stand ein Strohdach auf vier Pfählen, und vor demselben befand sich ein Spalier von Latten, an welchem Pflanzfrüchte und Cocosnüsse für den Eatua oder die Gottheit hingen. Cook setzte sich unter dieses Dach nieder, und sein Indianischer Begleiter bot ihm ohne Umstände von diesen heiligen Früchten zur Erfrischung an. Auf die Frage des Capitains: was das für ein Gebäude sey? erhielt er die Antwort: es seye eine Grabstelle oder heiliger Versammlungsort, den der Insulaner Maray no: Aheatua, den Begräbnißplatz des damahligen Königs Aheatua in Teiarabbu, nannte.

Forster sah nachher auch ein solches Maray oder Begräbniß. Es war mitten auf



auf einem schönen Grasplatze in drey Stufen von Steinen über einander gebaut, die mit Gras, Farrenkraut und kleinem Sträuchwerke bewachsen waren. Vor dem Maray befand sich eine Mauer von fest auf einander gelegten Steinen, etwa 3 Fuß hoch. Innerhalb dieser Mauer stunden drey Cocopalmen, nebst verschiedenen andern kleinern Bäumen. Der Anblick war feyerlich = traurig. In einer kleinen Entfernung von diesem Maray stand eine kleine Hütte, in welcher ein todter Körper mit einem weissen Tuche bedeckt lag, welches in langen Falten herabhieng. Nahe bey dieser eine andre, in welcher ein ziemlicher Vorrath von Lebensmitteln für Latua aufbewahrt wurde. Gleich bey dieser zweyten Hütte war wieder ein Pfahl aufgerichtet, an welchem ein Vogel in Matten gewickelt hieng. In der Hütte, wo die Lebensmittel für die Gottheit waren, saß eine Frauensperson mit betrübter Mine. Als sie die Fremden ansichtig wurde, stand sie von ihrem Sitz auf, und



und winkte, ihnen sie mögten zurückblieben.
Man bot ihr von der Ferne Geschenke;
sie schlug sie aber aus. Der Indianer,
der Forstern und den übrigen zum Weg-
weiser gedient hatte, sagte: sie gehöre zu
dem Begrabniß, und besorge bey dem toden
Körper, der auch eine Frauensperson sey,
die Trauerceremonien. (*) —

Hier ist der Ort, um das, was uns
Cook und Parkinson von diesen Ceremo-
nien mitgetheilt haben, kürzlich anzufüh-
ren. Wenn ein Eingeborner stirbt, so
versammeln sich die Verwandten im Trauer-
hause, winseln und wehklagen, lachen und
schwachen abwechselnd; diejenigen aber, wel-
chen der Todesfall besonders schmerzhaft
ist,

(*) Man hatte in vorigen Zeiten auch in
Deutschland gedungene Klageweiber,
die für baares Geld bey Leichenbegäng-
nissen weinten und winselten.



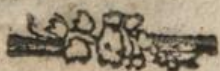
ist, sind ganz stumm. Das dauert einen Tag und eine Nacht hindurch. Am folgenden Morgen wird der Leichnam in ein Stück weißes Zeug gewickelt, und auf eine Baare nach der See getragen. Ein Priester betet über dem Erblasteten, bis sie ans Gestade kommen. Da wiederholt der Priester sein Gebet, schöpft Seewasser mit der Hand, und spritzt es gegen die Leiche. So wird der Todte eine Strecke zurück, und wieder ans Ufer gebracht, wo jedesmal das Gebet und das Besprengen mit Seewasser wiederholt wird. Während dieser Ceremonie wird eine Hütte erbaut, und umfäunt, in deren Mitte der Körper hingesezt, und der Verwesung überlassen wird. Das Klaggeschrey geht von neuem an. Die nächste Verwandtin rißet sich mit dem Zahn eines Seehundes den Wirbel des Hauptes auf, daß das Blut herabträufelt. Die übrigen Weiber folgen ihrem Beispiel, und das Blut wird sorgfältig auf weiße Stückchen Zeug gesammelt, und unter die Baare

Baare geworfen. Auch ihre Thränen fangen sie auf, und opfern sie dem Todten. Einige schneiden sich auch wohl die Haare ab, und werfen sie unter die Bahre. Dieses Wesen treiben sie, bis der erste Schmerz vorüber ist. Zu dem Ende bauen die Verwandten in der Nachbarschaft des Maray eine eigene Hütte. — Wenn nun der Leichnam ganz in die Verwesung übergegangen ist, und die Knochen entblößet da liegen, so wird das Gerippe erst in die obbeschriebenen, von Steinen aufgeführten Pyramiden beigesetzt. Dergleichen Grabstätten scheinen aber nur die vornehmen Familien zu haben. Von der Art, wie das gemeine Volk — ob über oder unter der Erde, der Auferstehung entgegen schläft, haben wir keine hinlängliche Nachricht.

Man geräth hier in die Versuchung, zu glauben, daß die Reisebeschreiber nicht ganz richtig diese Maray bloß als Begräbnißplätze angenommen haben. Obgleich Forster sie auch
S Vers



Versammlungsplätze nennt, so scheint es doch, er halte sie mehr für eine Art Todten- oder Kirchhöfe. Können es nicht auch ihre Tempel seyn, mit denen, so gut als noch an den meisten Orten in Europa, die Begräbnißstellen verbunden sind, Tempel, wo sie zu gewissen Zeiten *Wacna* und andre ihrer Götzen verehren? — Ihre Opfer — was könnten die Lebensmittel, welche für *Wacna* aufbewahrt werden, anders seyn? — scheinen diese Muthmaßung zu bekräftigen. Daß die Europäer dem Gottesdienst nicht zugesehen haben, schadet dieser Unterstellung nicht. Entweder hat sie die Gegenwart der Fremdlinge, welchen sie, bey all ihrer Gastfreundschaft und gutherzigen Gesinnungen nicht ganz trauen durften, wenn man ihnen, wie oben gesagt ist, einige Politik zutraut, gehindert, ihre Gottesdienstlichen Versammlungen zu halten, um bey einer solchen Gelegenheit nicht etwann überfallen zu werden; oder sie halten sie nur zu gewissen Jahreszeiten, wo die Europäer noch nicht



nicht angekommen, oder schon wieder abgereiset waren. Vielleicht versammeln sie sich auch, und opfern nur bey gewissen Veranlassungen — nach einer gesegneten Erndte, — nach einem ersuchten Sieg über ihre Feinde, — nach dem ruhigen Absterben ihrer Verwandten oder Freunde; denn von einem Volke, das im Ueberfluß aller natürlichen Bedürfnisse lebt, dessen Charakter sich durch so viel Treuherzigkeit und Genügsamkeit auszeichnet, läßt sich kaum vermuthen, daß es seinem Gotte *Lacua* andere Opfer als Dankopfer bringt. (*)

G 2

Die

(*) Man verzeihe dieses weitläufige, vielleicht schiefe *Raisonnement*; erlaube aber noch folgende Anmerkungen, gegen die wohl nichts einzuwenden ist, wenn man sie sonder Vorurtheil beleuchtet. Die meisten Reisenden, besonders solche, welche auf neue Entdeckungen ausgehen, lassen sich's mehr angelegen sehn, die Kräuterbücher der Botaniker mit unbekannten Pflanzen, die Sternkunde mit astronomischen



Die Tabiter haben Priester, welche
sie Te. apanie nennen. Wieder ein Be-
weis

schen Beobachtungen, und die Ka-
binette der Großen mit fremden Vo-
geln, Fischen und Thieren zu berei-
chern, als würdigere Gegenstände
zum Zweck ihrer Aufmerksamkeit zu
machen. Menschenkenntniß, das er-
ste Studium des Menschen, bleibt ei-
ne Nebensache. — Man beschreibt uns
die Natur, die Gesichtsfarbe, die
Kleidertracht, die Waffen, die Le-
bensart des unbekannten Volkes
— man erzählt uns die Weise, wie
es seine fremden Gäste bewirthe hat,
seine Gebräuche, höchstens ein paar auf-
fallende Anekdoten. — Der Karak-
ter, die Sitten solcher Völkerschaf-
ten, und besonders — ihre Religion,
die auf den Karakter, die Sitten und
Meinungen der Nation einen so unbe-
schreiblichen Einfluß hat, werden nur
obenhin berührt. — Auch auf Cooks
kostspieliger Reise nach dem Südpol,
gieng es nicht besser. Cook war ein
erfahrener, unerschrockener Seemann.
Er wollte ein zweyter Columbus wer-
den

weiß, daß sie einen förmlichen Gottesdienst
haben. Forster sah deren drei, hinter

S. 3

des

den — sorgte mit der äußersten Vor-
sicht für seine Equipage — maasß Lan-
gen und Breiten — und ward ein
Opfer des Britischen Troges. —
Särnaux schrieb als ein tüchtiger
Schiffs-Kapitain gewissenhaft Ta-
gebücher, so gut als irgend Bon-
gainville und — vor diesem der
Spanier Quiros. — Godies, der
Mahler, zeichnete Gruppen und
Carrikaturen, ohne sich um das
übrige zu kümmern. — Und so die
Andern. — Die einzigen, von der
Englischen Nation so übel belohn-
ten Forster, Vater und Sohn —
zwei Männer, die den Deutschen
Ehre machen, haben uns philoso-
phische Bemerkungen geliefert, die
der Menschheit wirklich nützen. — —
— Ein Vorschlag zur Güte!!!
— Wenn wieder eine Nation ei-
nige Schiffe nach dem Südpol aus-
laufen lassen wollte: so müßten,
wenigstens auf jedem Schiffe ein
halbes Duzend heldenkender, mit

S. 3

Weiß-



Venen ein großer Haufen Volkes her-
zog. Sie waren in verschiedene Stücke
rothen und gelben Zeuges gekleidet und
von dem nemlichen trugen sie zierliche
Turbans auf dem Kopfe. In der Hand
hatte jeder einen langen Stab. Auf
die Frage: was dieser Aufzug bedeute?
erhielt Forster die Antwort: es waren
Tata. no. i. Katus, das heist: Männer,
die

Weisheit, Menschenkenntniß und
guten Willen ausgerüsteter Köpfe
sich befinden. — Die Schiff's - Ca-
pitaine mußten lediglich für die
sichere Fahrt, und die gehörige
Mundprovision sorgen, — ihre Au-
gen nicht von dem Compaß und der
Charte verwenden — und die zwölf
bessern Köpfe mußten verordnen kön-
nen: hier verweilen wir — hier
wollen wir Beobachtungen anstel-
len. — Abgeschmacktes Geschwätz!
— Die Europäer suchen in unbe-
kannten Ländern nur Goldadern —
Handelszweige — — keine Men-
schen!! — —

die der Gottheit und dem Maray oder Begräbniß- und Versammlungsplatze angehörten. Forster hofte hier eine Gottesdienstliche Handlung oder andre Ceremonie bemerken zu können; es erfolgte aber keine. — Diese Priester verrichten auch das tatuiren, wovon schon die Rede war. Den jungen Kindern werden tausend und mehr Punkte in die Haut gestochen, dann mit ätzender Farbe eingerieben, und die armen Geschöpfe halten das gedultig aus. Diese Gewohnheit verräth einigen Aberglauben, indem die Priester sehr mystisch dabei zu Werk gehn.

Daß die Tabiter nur ein einziges höchstes Wesen glauben, und die Götzen, welche man bey dem obbeschriebenen Maray gefunden hat, vielleicht nur Heilige sind, die sie nach ihrem Tode ihrer besondern Tugenden wegen verehren, ist wohl aus jener Unterredung zwischen den Europäern und einem der vornehmsten Rätthe

Des Königs von Klein-Tahiti, sonst Teiarabu genannt, welcher O. Aheana hieß, und bey welchem Cook einen Besuch abstattete, unbezweifelt abzunehmen. R. Tieb, so hieß dieser Rath, fragte die Fremden: ob sie in ihrem Lande auch einen Patua hätten, und ob sie ihn anbeteten? — Als sie ihm antworteten: sie erkannten einen Gott, der alles erschaffen habe, aber unsichtbar sey, und daß sie auch ihre Bitten und Gebete an diesen Gott richteten, war er außerordentlich erfreut, und wiederholte diese Antwort mit sichtbaren Zeichen der Zufriedenheit gegen verschiedne seiner Landsleute. Hierauf wendete er sich wieder gegen die Fremden, und gab ihnen deutlich zu verstehen, daß die Begriffe seiner Landsleute mit den übrigen übereinstimmten.

Die gelbe Farbe muß besonders heilig bey ihnen seyn. — Sie verrichten Gebete, während denen sie gelbe Federn in den Händen halten. — Ein Eid wird auf eben die Art bey ihnen abgelegt. Zum Be-
 weiß

weiß dient Forsters Nachricht. Potatau, ein eingeborner Vornehmer, wollte dem Kapitain Cook einen Besuch abstatten; allein er fürchte sich, nicht gut von dem Seefahrer aufgenommen zu werden. Einer der Schiffsgesellschaft versicherte ihn das Gegentheil. Zu mehrerer Sicherheit zog Potatau einige gelbe Federn hervor, band sie zusammen, gab sie dem Engländer in die Hand, und ließ ihn in dieser Stellung versprechen: Tute (Cook) würde Potatau's Freund seyn. — Nach dieser Ceremonie gieng der Wilde ohne Bedenken auf das Schiff.

Es bleibt uns noch übrig, die Leibesgeschicklichkeit und Kunstwerke dieses Volkes zu bemerken.

Sie sind die trefflichsten Schwimmer, und üben sich hierin von ihrer Kindheit an. Wenn sie mit ihren Kanots zu hunderten um die Europäischen Schiffe her schwärmten, so schlugen diese leichten und



schwachen Fahrzeuge oft um. Das war aber nicht mit der mindesten Gefahr für die Indianer verknüpft. Sie erhoben sich wie Enten im Wasser, und wendeten mit so leichter Mühe das Canot wieder um, als wenn sie diese Arbeit auf dem festen Lande verrichteten. — Ein Officier hatte eine besondere Freude an einem Knaben von ungefähr sechs Jahren, und warf ihm vom hintern Verdeck eine Schnur Korallen zu. Der Wurf mißrieth, und die Korallen fielen ins Wasser. Ohne sich zu besinnen, sprang der Junge in die See, und holte sich seine Korallen herauf. Zum Lohn seiner Geschicklichkeit warfen ihm die Uebrigen noch mehrere zu. Dieses reizte die andern Indianer auf ähnliche Weise Geschenke zu verdienen. Sie holten nicht nur einzelne Korallen, deren auf einmal mehrere ins Wasser geworfen wurden, aus der Tiefe hervor, sondern auch Nägel, die doch ihrer Schwere nach gleich zu Grunde giengen. Sie blieben oft lang unter Wasser, und die Geschwindigkeit, mit welcher sie
hinab

hinab schossen, war bewundernswürdig. — Ein Insulaner hatte bey einer andern Gelegenheit ein Messer, und einen zinnernen Löffel entwendet, ob Cook ihn gleich schon weidlich gesättert und reichlich beschenkt hatte. Als er merkte daß sein Vergehen entdeckt war, sprang er schnell über Bord, und schwamm nach dem nächsten Canot, in das er sich ruhig niedersetzte. Der Capitain konnte seinen Unwillen nicht bemerken, sondern schoß dem Treulosen eine Flintenkugel über dem Kopf weg. Die ganze Wirkung war, daß der Indianer wieder ins Wasser sprang, und das Kanot umriß. Es wurde zum zweyten und zum drittenmale nach ihm gefeuert, allein sobald er den Blick von der Pfanne sah, tauchte er unter, und versteckte sich zuletzt unter ein Kanot. Der aufgebrachte Cook setzte sich in ein Boot, und ruderte auf ihn los. Der Räuber schwamm nach einem andern Kanot, und entkam durch die Brandung auf den Strand, wo die Europäer von den Indianern mit einem solchen Steinregen bewillkommt wurden, daß sie es für das be-

beste hielten, sich zurückzuziehen. Das Abfeuern eines Vierpfündners vom Schiffe zerstreute die Bombardierer. — Das heiße Klima in diesem Lande ladet die Eingebornen ein, sich öfter zu baden; es ist also kein Wunder, daß sie fast von der Geburt an mit dem Wasser so vertraut werden, als wenn es ihr eigenes Element wäre. Diese Gewohnheit hat einen vielfachen Nutzen; denn außerdem, daß sie die Tabiter, welche genöthigt sind, oft an die gegenseitigen Ufer ihrer Bedürfnisse wegen in ihren schlechten Kanots zu segeln, vor aller Lebensgefahr schützet, so erhält sie auch die Reinlichkeit, und folglich die Gesundheit, nicht zu gedenken, daß ohnehin das kalte Bad ein bekanntes Nervenstärkendes Mittel ist.

Im Klettern auf die Bäume sind sie nicht weniger geschickt als im Schwimmen. Sie befestigen an beide Füße ein Stück von der zähen Pisangrinde, die gerade so lang ist, daß sie um den Stamm reicht, und

und dem Steiger zum Trift dient, indessen er sich mit den Händen immer weiter fort-
hilft. So holen Knaben die Cocosnüsse
von den höchsten Palmen, mit der bewun-
dernswürdigsten Geschwindigkeit herunter,
und der Baum selbst, der jährlich einen
neuen Ring macht, etwann wie unsre Zän-
ne von Jahr zu Jahr einen weitem Schoß
ansetzt, woran man ihr Alter erkennen
kann, erleichtert ihnen das Steigen.

Der Art und Weise, wie die Wei-
ber die Zeuge zu den Kleidern und Matten
aus Maulbeerrinde bereiten, ist schon oben
gedacht worden. — Aber das ist zum
Erstaunen, wie dieses Volk mit so elen-
dem Werkzeuge seine übrigen Hand-
arbeiten verrichtet. (*) Die Schneiden
der

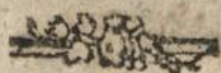
(*) Wenn der Herr Commerzien-Rath
Königen in Neuwied dort eine Fa-
brik seiner trefflichen mechanischen
Kunst-



der Aexte und Messer sind geschliffene Steine, oder harte Muscheln, ihre Sägen Heisfischzähne, und mit diesem armseligen Handwerksgeschirre verfertigen sie ihre Canots, ihr Hausgeräthe, ihre Waffen, schnitzen damit ihre Götzen oder Heiligen und andere Verzierungen, fällen ohne weitere Hülfsmittel ihr Holz, und bauen ihre Hütten. Gleichwohl fehlt nichts an Ordnung und Richtigkeit, und oft verrathen ihre Arbeiten sogar Geschmack.

Sie finden ein großes Vergnügen an der Musik. Viele unter ihnen blasen mit den Naselöchern eine Flöte von Bambusrohr, welche drey Löcher hat. Dieses Instru-

Kunstwerke anlegte; er könnte sich gewiß geschickte Leute an die Hand ziehen. — Vielleicht aber würden auch die Europäischen gekünstelten Werkzeuge in den Händen der Indianer unbrauchbar bleiben, so lang ihr Charakter und ihre Sitten noch einfach sind.



strument wird gemeiniglich von einer Singstimme begleitet. Man kann sich die Einförmigkeit einer Melodie denken, die nur aus drey bis vier unterschiedenen Tönen besteht. Indessen ist selbst die Musik der Tahiter ein Beweis ihres sanftern Gefühls, denn bey andern wilden Völkern trifft man meistens nichts als ein wildes Kriegsgeschrey an, das ihren Ohren wie Musik klingt.

Es wurden in O. Tahiti sogar dramatische Vorstellungen zu Ehren der Europäer gegeben. — Cook besuchte den König O. zu Pare, wo sich damals der Hof aufhielt. Ein theatralischer Tanz sollte die Fremden ergötzen. Teuray, die Schwester des Königes, spielte die Hauptrolle, im ersten Aufzuge erschienen zehn junge Frauenzimmer, welche auf das prächtigste nach Landessitte gekleidet waren. Ihr Kopfsputz bestand aus zierlich, und mit Geschmack geordneten Korallen, rothen Federn, Muscheln von den schönsten



sten Farben und Blumenkränzen. — Der zweite Aufzug war eine militairische Vorstellung. Ein Haufen Krieger in ihrer Kriegstracht mit Speeren, Lanzen und Streitkolben bewafnet, stellten die verschiedene Sattungen des Angriffes und der Vertheidigung vor. Bey der Herausforderung verzerrten sie die Gesichter auf eine so seltsame Art, daß es bald lächerlich und bald schreckhaft anzusehen war, und wußten die Hiebe und Stöße ihrer Gegner so gut zu pariren, daß ein Französischer Fechtmeister sich ihrer Geschicklichkeit nicht zu schämen brauchte. — Der dritte Aufzug bestund in ernsthaften Dialogen, worvon freylich die Europäer wenig verstehen konnten, und der Schluß machte ein Ballet von zehn Knaben, die fast eben so gekleidet waren, als die jungen Frauenzimmer im ersten Aufzuge. — Man sieht in dieser ganzen Vorstellung einen gewissen Zusammenhang, der vielleicht noch auffallender gewesen seyn würde, wenn die Ausländer mehr

mehr Kenntniß der Sprache gehabt hätten.

Wir wollen hier nur noch einiges hinzufügen, was der Scharfsinn und der Charakter der Tabiter darthut, wenn man ein wenig denkt. — Einem der Vornehmern wurde vom Capitain Cook auf dessen zweyter Reise die Charte von Tahiti welche nach einem Riß, der auf der ersten aufgenommen wurde, in London gestochen worden war, gezeigt, ohne daß man ihm dabey sagte, was das Papier bedeute. Er erkannte sogleich mit großer Freude sein Vaterland, nannte und wies mit dem Finger auf der Charte alle Gegenden und Dörfer. — Aheatua, der König von Kleintahiti betrachtete Cooks Taschenuhr mit großer Aufmerksamkeit. Die Bewegung der Räder, und das Gefnacker der Unruhe, schienen ihm ganz sonderbar. Er sagte: *para a*, (sie spricht) und wollte den Nutzen dieses Instrumentes wissen. Man suchte ihm



ihm so viel möglich begreiflich zu machen, daß daran die Zeit und die Stunden des Tages erkannt würden. Er begriff die Erklärung, und mußte keinen treffendern Namen für die Uhr in seiner Sprache, als daß er sie eine kleine Sonne nannte.

Krankheiten waren bis jetzt noch etwas Seltenes bey den Tahitern. Die meisten Menschen hören im Alter auf zu leben, wenn sie nicht früher von ihren Feinden erschlagen werden, oder sonst durch einen Zufall umkommen. Ihre einfache sorgenlose Lebensart, ihre eben so einfache Speise, die meistens in gesunden Wurzeln, Früchten und Kräutern und wenig Fleisch besteht, ihre Keimlichkeit, die sie durch das häufige Baden und Schwimmen erhalten, und ihr ruhiger Charakter unter einem so milden Himmelsstrich sind Ursache, daß sie Aerzte und Arzneyen entbehren können. Indessen haben sie eine besondere Manier, die ermüdeten Glieder herzustellen.



stellen. — Sorster (*) hatte mit seiner Gesellschaft eine beschwerliche Reise ins Land gethan. Außerst ermüdet und entkräftet kehrten sie in einer Hütte ein, wo sie wie gewöhnlich auf das liebseligste empfangen wurden. Man bewirthete sie mit Erfrischungen; „aber das thätigste Mittel sagt „Sorster, welches die Mädchen dieser „Familie außer ihrem gewöhnlichen Pö- „cheln anwandten, unsre schläfrige Mü- „digkeit zu vertreiben, bestand darin, daß „sie uns mit ihren weichen Händen die Arme „und die Schenkel gelinde rieben, und „daben die Muskeln mit den Fingern sanft „zusammendrückten. Diese Operation be- „kam uns vortreflich. Ob sie den Um- „lauf des Blutes in den feinem Gefäßen „befördern, oder den erschlafften, müden „Muskeln ihre vorige Elasticität unmit-

H 2

„tel-

(*) Ich meine immer Sorstern den Sohn, wenn ich den Vater nicht ausdrücklich nenne.



„telbar wiedergeben mogte? will ich nicht
 „entscheiden; genug, wir wurden nach
 „derselben ganz munter, und spürten in
 „kurzer Zeit nicht das Geringste mehr von
 „unsrer vorigen Ermüdung.“

So ausgelassen, wie wir gesehen ha-
 ben, die ledigen Mädchen der gemeinen
 Volksklasse sind, so treu und eingezogen
 sind sie, sobald sie verheyrathet sind. —
 Die Monogamie ist bey ihnen so gut und
 eingeführt, als bey den Europäern, und eben
 so ist auch die Scheidung unter ihnen nichts
 neues, wenn zwoy Eheleute nicht mehr zu-
 sammen leben wollen, oder können. Jeder
 Theil verheyrathet sich sodann nach seinem
 Gefallen wieder anderwärts. Die Euro-
 päer sahen eine solche Familie, wo der Mann
 eine jüngere Frau, und die erste Frau ei-
 nen andern Mann genommen hatte. Gleich-
 wohl lebten beyde Theile als Verwandte
 in friedlicher Eintracht in dem nemlichen
 Hause beisammen — Noch ist zu bemer-
 ken, daß bey den Vornehmen, welche zu-
 gleich

gleich ihre Heerführer und ihre Künstler sind (*), es nicht zugelassen wird, daß beyde Geschlechter vor gänzlich erlangter Mannbarkeit einen genauen Umgang mit einander haben. Bey dem gemeinen Volke ist das anders. Daher die Größe und Leibesstärke der Vornehmen, und die kleine trippelhafte Statur des Pöbels. — Sie sind sehr sorgfältig, nicht außer Stand zu heyrathen. — Sollte die Familie indessen ausarten, so wird ein großer, schöner junger Mann aus der niedern Classe in die vornehmere Familie, auch wohl nur Lehnswaise aufgenommen, damit die Race immer stark, groß und schön bleibt.

Nach allen diesen, unsern Europäischen Reisebeschreibern abgeborgten Nachrichten, muß die Insel Tahiti ein herrliches Land,

H 3

und

(*) Zur Schande für uns civilisirte Europäer, wo sich die Großen der Kunst schämen, und das Talent so oft betteln geht.



und ihre Bewohner müssen treffliche Menschen seyn. — Fast möchte ich eine dieser Nachrichten ganz mit Stillschweigen übersehn, die ich bey einem so gutmüthigen Volke nicht für Wahrheit halten kann. — Sie haben eine Art von Kirmissseyer, welche sie Seiva nennen, bey denen sie sich ohne Unterschied der Stände einfinden, und allen Ausschweifungen, so wie ehmalß die Römer bey ihren Bacchanalien, und noch jetzt die Muselmänner bey ihrem Bairamsfeste, überlassen sollen. (*) Beson-

ders

(*) Sollte man nicht manche Wallfahrten, und das von Rechtswegen mit in die Reihe setzen können?



ders werden die Großen des Landes solcher zügellosen heimlichen Zusammenkünfte beschuldigt, die sie dann bloß unter sich halten, und wo kein Ungeweibter zugelassen wird. Hier sollen die Weiber vermuthlich die ledigen, jedem ohne Unterschied alle Gunstbezeugungen gestatten und die Früchte, die etwan durch diese Unordnung entstehen, bey der Geburt erdroffeln, damit sie nicht etwan dem unrechten Vater zur Last fallen. Diese Erzählung hat zu sehr das Gepräge der Erdichtung. Kein Europäer war bey einem dieser schändlichen Feste, und keiner hat sich nach einem derselben lange genug auf der Insel aufgehalten, um den abscheulichen Erfolg als Augenzeuge bestätigen zu können. Eine solche barbarische Gewohnheit, wovon Forster und andre nichts erwähnen, kann übrigens mit dem Liebens-



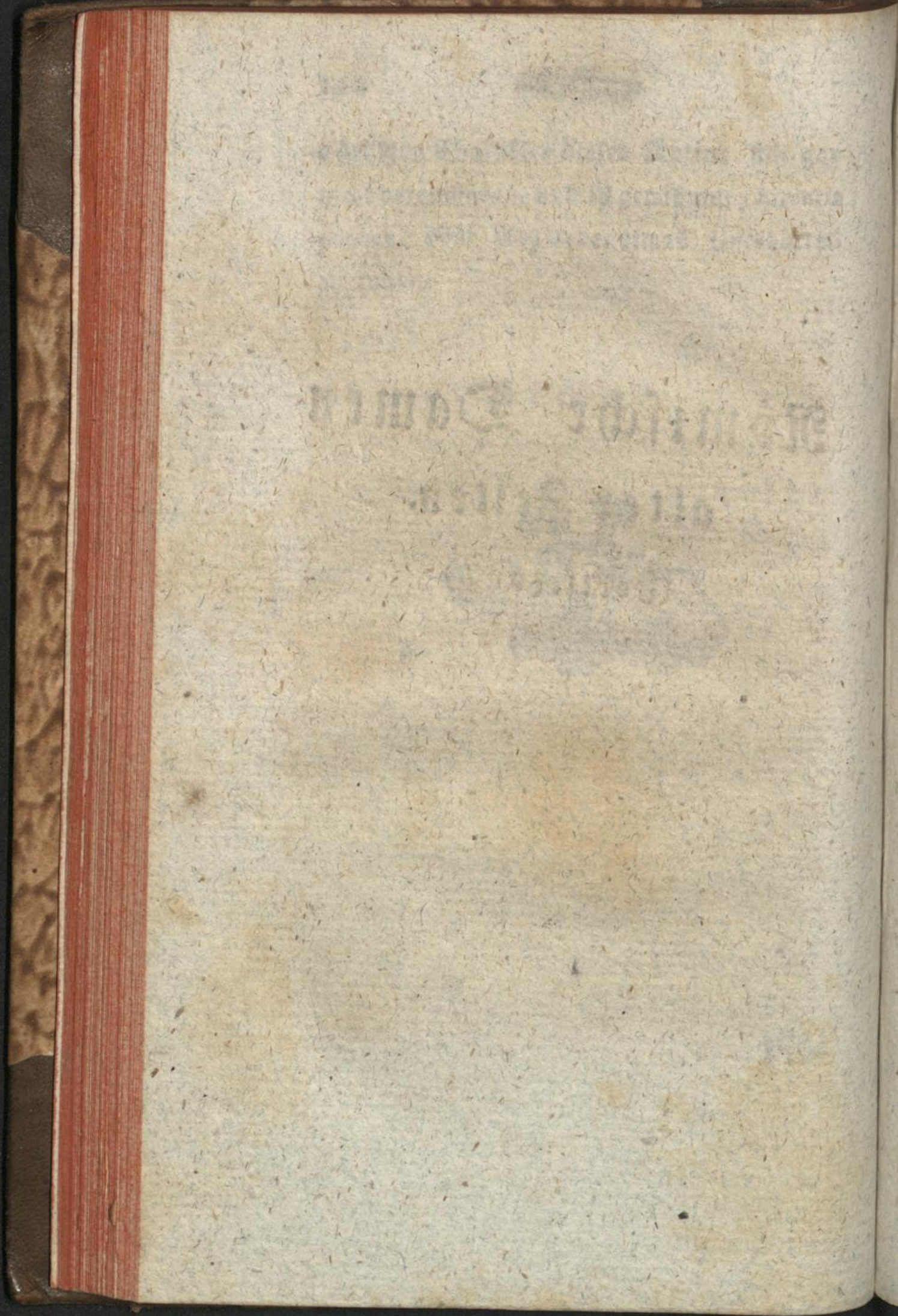
würdigen Charakter dieser Nation sich gar
nicht vereinbaren, und ist gewiß nur, *Licentia*
poetica, oder Begierde, etwas Unerhörtes
zu sagen.



Mos

Römische Damen
alter Zeiten.

(Fortsetzung.)



A g r i p p i n a.

Nach Messalinens Tode schien Claudius eine gänzliche Abneigung gegen den Ehestand gefaßt zu haben. Allein er war zu sehr an die Oberherrschaft der Weiber gewöhnt, und die Schmeichelen der Agrippina, seiner leiblichen Nichte, unterstützt durch die Ueberredungen des Pallas, stimmten seine Gesinnungen bald um. Die Wahl fiel auf Agrippina, zum größten Verdruß der übrigen, von Foboriten begünstigten Prätendentinnen, unter denen sich selbst Petina, die Vorgängerin der Messalina befand.

Die Gesetze sprachen gegen die Verbindung des Kaisers mit seiner Nichte, und deswegen konnte sie vor der Hand nicht öffentlich vollzogen werden. Unter-



terdessen warf die nahe Verwandtschaft einen Schleier über den vertraulichen Umgang. — Agrippina genoß das ganze Ansehen einer Kaiserin, ohne noch den Namen zu führen. — Sie war ganz das Ebenbild ihrer Vorfahrin; nur klüger und vorsichtiger. — Ihren Sohn erster Ehe, Domitian Nero, in die kaiserliche Familie einzuschieben, war ihre erste Sorge. Sie wollte ihn mit Octavia, der Tochter des Claudius und der Messalina, verheirathen. Ohne die verabscheuungswürdigste Spisbüberey konnte dieser Zweck nicht erreicht werden. — Octavia war mit Silanus, einem der ersten unter den Großen (*), versprochen.

Der Censor Vitellius erbot sich zum Werkzeug, dieses Hinderniß zu heben, und klagte den Prätor Silanus eines verbotenen Umgangs mit seiner eigenen Schwester an,

(*) Tacitus.

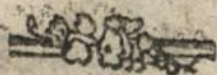
an, die ohnehin eben nicht den besten Ruf hatte. Der Prätor wurde seines Amtes entsetzt, und Claudius vernichtete den Ehecontract.

Die öffentliche Vermählungszeremonie des Kaisers mit Agrippinen fehlte noch. Vitellius übernahm auch dieses Geschäft, und setzte es bey dem Senat durch. — Die Trauung wurde auf das feierlichste vollzogen, und dieser Vorgang veranlaßte sogar ein neues Gesetz, daß in Zukunft der Oheim seines Bruders Tochter zur Ehe nehmen könne. (*)

Nun herrschte Agrippina unumschränkt, und die Vermählung ihres Sohnes mit Octavia folgte bald, als die erste Frucht ihres Ansehens. Silanus brachte sich am Tage dieser Hochzeit selbst ums Leben, und seine Schwester Jania Calpurnia

wur-

(*) Suet. in Claud. 26



wurde des Landes verwiesen. Claudius veranstaltete Opfer, um die Götter wegen dem Verbrechen des Silanus mit seiner Schwester zu versöhnen, in der nemlichen Zeit, wo er ein ähnliches mit seiner Nichte begieng.

Agrippina berief den Seneca aus der Verbannung zurück, und gab ihn ihrem Sohne Nero zum Hofmeister. Nicht edle Absicht veranlassete sie dazu; aber Seneca hatte Anhang, und war ein berühmter Mann. Vielleicht wollte sie auch dadurch ihre Schwester (*) rechtfertigen, die unter Messalinens Regierung ermordet wurde.

Lollia Paulina war mit unter der Zahl der Prätendentinnen gewesen, die Agrippinen die Hand des Kaisers freigab.

(*) Julia und Agrippina waren bekanntlich Schwestern, und Töchter des Caius, den wir in der Geschichte unter dem Namen Caligula kennen.

lig gemacht hatten. Sie wurde durch Agrippinens Vorseorge der Zauberer beschuldigt, ihres Vermögens beraubt, ins Elend verwiesen, und dort ermordet. Agrippina ließ sich sogar den Kopf der unglücklichen Paulina bringen, öffnete den Mund desselben, und besah die Zähne, die besonders gewachsen waren, um sich zu überzeugen, daß man ihre Befehle befolgt habe. — Claudius lobte nur zufällig in einer Uterredung mit andern die Reue der Calpurnia, und die Landesverweisung der unschuldigen Schönen erfolgte ohne Aufschub. —

Agrippinen lag indessen ihre Hauptabsicht schwer auf der Seele. Sie wollte, daß Claudius ihren Sohn Nero adoptierte, um dadurch dem rechtmäßigen Thronerben Britannicus in der Folge den Scepter zu Gunsten ihres eigenen Sohnes aus den Händen zu winden. — Pallas, der alles über den Kaiser vermochte, setzte auch die-



sen Plan durch, und der Senat wurde dahin gebracht, die Adoption zu erkennen. Alles geschah mit der größten Feyerlichkeit. — Domitius Nero erhielt die Namen, Nero, Claudius, Cäsar, seine Mutter den Bezeichnungen Augusta, und der unschuldige Britannicus ward nicht nur von der Erbfolge ausgeschlossen, sondern die Speichelleckerey der Hofleute gieng so weit, daß sie dem betrogenen Prinzen mit der äußersten Verachtung begegneten, und ihm kaum einen Sklaven zur Bedienung ließen.

Agrippina konnte die Zeit nicht erwarten, ihren Sohn in den höchsten Ehrenstellen zu erblicken, wodurch er sich den Weg zum Throne noch ebner bahnen sollte. Er wurde schon im vierzehnten Jahre mündig erklärt, und des Consulats versichert, sobald er das zwanzigste erreicht haben würde. — Nero begegnete eines Tages seinem Stiefbruder Britannicus. Nero sagte grade zu: guten Tag Bri-

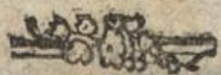
tannicus! — Der junge Britannicus, entweder in kindischer Einfalt, oder vielleicht auch aus Spitzfindigkeit, antwortete: guten Tag Domitias. — Agrippina hielt diese Antwort ihres Stieffsohns für Verachtung, die ihm von seinen ihm ergebenden Lehrern eingeflößet worden sey. Sie erhob laute Klage bey dem Kaiser, und die Lehrer wurden theils hingerichtet, theils des Landes verwiesen.

Agrippina war nicht damit zufrieden, ihren Gemahl zum Sprachrohr ihrer Leidenschaften, und sich zur Meisterin über Glück und Unglück — Leben und Tod der Römer gemacht zu haben; — ihr Stolz gieng weiter. Sie erwirkte die Erlaubniß, auf einem solchen Wagen in das Capitulum zu fahren, der nur Priestern gestattet war, wenn sie Heiligtümer von einem Orte zum andern brachten. — Das Ansehen Agrippinens gewann dadurch bey dem gemeinen Volke außerordentlich. —



Sie wollte auch ihren Ruf bis auf die Nachwelt bringen, und gründete eine Stadt am Rhein, welcher sie den Namen Colonia Agrippina benannte, und die unser heutiges Cölln am Rhein ist.

Nero machte sich durch seine Talente und den Schein von Herzensgüte, den er wie Wahrheit anzunehmen mußte, überall beliebt, und Agrippina den Gemahl und den Sohn zur spanischen Wand, hinter welcher sie Mord und Unheil brütete. Den vernünftigen Römern entgieng diese Beobachtung nicht; aber Furcht hielt Zungen und Schwerdter zurück. — Stacilius Taurus war reich. Seine prächtige Gärten reizten Agrippinens Habsucht. — Tarquinus Priscus, der selbst in Africa unter Taurus gedient hatte, wurde gewonnen, und ward sein Ankläger. Er beschuldigte den Proconsul schändlicher Unterschleife, und besonders der Zauberey. Taurus tödtete sich selbst, ohne das Urtheil des



des Senates abzuwarten. — Agrippinens höchste Verwendung schützte indessen den Verräther Priscus nicht; — die Senatoren stießen ihn aus dem Rath. — —

Claudius selbst fieng an, ungeachtet seiner Kurzsichtigkeit, Agrippinens strafbare Benchmungen einzusehen, und es entfuhr ihm im Rausch, (ein Fehler den man ihm mit Vorsatz angewöhnt hatte) oder vielleicht in einer Anwandlung von Unwillen, die unvorsichtige Rede: ich bin dazu bestimmt, immer Weiber zu haben, deren Ausschweifungen ich dulden, und zuletzt bestrafen muß. — Agrippina schnappte diese Worte auf, und beschloß der Weissagung zuvorzukommen. — Sie vermogte noch so viel über sich, zuvor den Untergang der Domitia Lepida zu bewirken, die ihr zu viel Gewalt über den Geist ihres Sohnes Nero zu haben schien. — Nachdem auch diese hingerichtet war, schritt sie zum Werke. — Vergiftet sollte



Claudius nun werden. Die Ausführung eines solchen Plans war für Agrippinen nichts neues; denn sie hatte schon ihren zweiten Gemahl Crispus Pasienus, den Vorgänger des Kaisers, auf eben die Weise aus dem Wege geräumt. Nur über die Art und Weise, die am wenigsten auffallend seyn würde, konnte sie nicht mit sich selbst einig werden. Locusta, eine berühmte Giftmischerin, die wirklich bereits ihrer Kunst wegen eingezogen, an welcher aber wahrscheinlich das verdiente Urtheil noch nicht vollzogen worden war, weil Agrippina glaube, ihre Geschicklichkeit hier oder da selbst benutzen zu können — half ihr aus der Noth. Claudius befand sich nicht ganz wohl. Man tischte ihm Champignons auf, die eine seiner Lieblings Speisen waren — aber sie waren vergiftet. — Der Kaiser wurde übel. Man trug ihn von der Tafel in sein Zimmer. Seine gute Natur ward Meisterin — ein Paar Ausleerungen erleichterten ihn. — Agrippina
ge-

geriet in die äußerste Bestürzung über den mißlungenen Streich, allein es kostete sie wenig Mühe, vom halbvollendeten Verbrechen zu der ganzen Ausführung überzugehen. — Xenophon, der Leibarzt des Kaisers, war längst von ihr gewonnen. Unter dem Vorwand, das heilsame Erbrechen des Monarchen zu befördern, steckte er ihm eine, mit dem schärffsten Gift bestrichene Feder in den Schlund — und Claudius starb. — Agrippina verheelte seinen Tod bis auf den Augenblick, wo sie glaubte, ihr Sohn Nero habe nun keinen Widerstand mehr zu befürchten, um wirklich zum Kaiser ausgerufen zu werden. — Sie trieb die Verstellung so weit, daß sie ihren Stieffohn Britannicus mit allen angenommenen Zeichen des trostlosesten Wehweuths in die Arme schloß — um ihn zu verhindern, den Tod seines Vaters kund zu machen.

Nero wurde allgemein für den Thronfolger erkannt. Die Leichencereemonien des

Claudius ward prachtvoll veranstaltet, und Nero hielt ihm selbst die Trauerrede, welche Seneca entworfen hatte. Ernste Stille herrschte im Anfang der Rede. Als aber der Orator die Weisheit und Klugheit des Verstorbenen anfang herauszustreichen, konnte sich niemand des Lachens enthalten.

Der neue Kaiser hatte den Thron einzig und allein seiner Mutter zu verdanken, und die erste Parole die er im Lager theilte, war: Die beste der Mütter! Agrippina erhielt die Erlaubniß vom Senat, Lictoren vor sich hergehen zu lassen, und die Mörderin des Claudius, den man ohne Umstände unter die Götter versetzt hatte, wurde zur Priesterin der neu-creirten Gottheit ernannt. — Marcus Silanus, ein Bruder des Silanus, der mit Octavien versprochen war, schien ihr gefährlich. Mit einer unfehlbaren Dosis Gift ward er abgefertigt. — Narcissus würde das nemliche Schicksal gehabt haben, wenn



wenn er nicht der Hand des Henkers durch Selbstmord zuvorgekommen wäre.

Burrhus, ein geschickter Kriegsmann, und Seneca hinterten Agrippinen oft in ihren Blutzierigen Fortschritten. Sie wurden um desto mehr von ihr gehaßt; allein sie durfte sich doch nicht so grade zu an sie wagen; denn sie hatten zu viel Einfluß auf den Kaiser, dessen Regierung die ersten fünf Jahre hindurch die sanfteste und gerechteste war. — Agrippina hörte heimlich allen Berathschlagungen des Senates in einem verborgenen Winkel zu; weil ihr Geschlecht sie hinderte, selbst Platz in dem Senat zu nehmen. — Nero gab eines Tages Armenischen Gesandten Audienz. Agrippina konnte hier ihre Herrschsucht nicht mehr bändigen. Sie tratt aus ihrem Winkel hervor, und wollte sich neben den Sohn auf den Thron setzen. Alle Umstehende hatte diese Frechheit zu Bildsäulen gemacht; nur Seneca



behielt Kopf und Herz genug, dem Kaiser einen Wink zu geben. Nero erhob sich vom Throne, gieng seiner Mutter unter dem Schein der kindlichen Ehrfurcht entgegen, und rettete dadurch vor den Fremden sein eignes Ansehen.

Octavia war schön und jung; all in Nero hatte einen unwiderstehlichen Widerwillen gegen sie gefaßt, und in eben dem Maasse eine heftige Zuneigung auf eine Frengelassene, mit Namen Actea, geworfen. — Als Agrippina das erfuhr, erhob sie einen gewaltigen Lärm. „Was, sagte sie, eine Frengelassene soll Octaviens Nebenbuhlerin seyn? Actea die Schwiegertochter der Agrippina?“ Sie zürte nicht, sie rasete, und verdarb dadurch alles. Nero sagte ihr den Gehorsam auf, und entzog sich gänzlich aller Gewalt, welche die Mutter vorher über seinen Willen und seine Handlungen ausgeübt hatte. Zu spät sah sie ihren Fehler ein, und wollte ihn nun durch übertriebene Nachgiebigkeit wieder gut

gut machen; sie bot dem Sohn sogar ihre eigenen Zimmer zu seinen geheimen Zusammenkünften mit der Frengelassenen an. Nero aber ließ sich durch diese Kunstgriffe nicht täuschen. Es dauerte auch nicht lange, so gewann ihre herrschsüchtige Hefigkeit wieder die Oberhand. — Nero durchsah eines Tages den Geschmuck und andere Kostbarkeiten der vorigen Kaiserinnen. Er wählte das Prächtigste davon, und schickte es seiner Mutter zum Geschenke. Agrippina hielt das für eine Beleidigung, und sagte im höchsten Zorn: mein Sohn beschenkt mich nicht; er beraubt mich. Das Alles ist mein Eigenthum, und er will mich nur mit ihm theilen lassen. — Den Kaiser verdross diese unverschämte trozige Antwort außerordentlich. Er hatte die Leute, welche Agrippinen umgaben im gerechten Verdachte, daß sie den unbändigen Stolz dieser Frau nährten, und um seine Mutter zu züchtigen, nahm er ihrem Liebling Pallas die Verwaltung des Schazes. — Der Schlag war zu hart für

Agrippinen, und sie konnte ihre Wuth nun nicht mehr zurückhalten. Auf die unbesonnenste Weise stieß sie die Worte gegen ihren Sohn aus: Britannicus wächst heran, und wird nächstens fähig seyn seines Vaters Thron zu behaupten — er der allein der rechtmäßige Kronerbe ist, den ein durch Ränke in das Kaiserliche Haus eingefährter Fremdling verdrängte, der nun seine Größe nur dazu anwendet, seine Mutter, die ihn auf diese Stufe gehoben hat, zu demüthigen. — Ich werde alles Elend, in das ich die Familie des Claudius gestürzt habe, bekennen — bekennen, daß ich durch Gift das Leben meines Gemahls abgekürzt, daß er mich gesetzwidrig zur Frau genommen habe — daß ich den Göttern für das Leben meines Stiefsohnes danke. — Ihn werd' ich den Pretoren im Lager zeigen und sie aufforoern, zu entscheiden, ob ein lahmer Kriegermann, und ein abgehärmter Gelehrter (*) den die Verban-

(*) Suetonius und Seneca.

bannung entnervt, mehr Rechte haben, sich in die Regierung der Welt zu mischen als die Tochter des Germanicus? — Mit dieser drohenden Rede verband Agrippina nicht nur die ärgsten Schimpfworte; sondern in ihrer Wuth hob sie sogar die Hand gegen den Kaiser auf. —

Die Folge dieses sinnlosen Betragens war der Tod des Britannicus. Selbst die Verläumdung konnte diesem edlen Jüngling kein Verbrechen andichten, und Nero durfte öffentlich nicht gegen seinen Bruder auftreten. Er nahm seine Zuflucht zu der nemlichen Locusta, die Agrippinen so treulich bey der Ermordung des Claudius gedient hatte. Der unschuldige Prinz wurde wirklich von seinen eigenen Leuten, denen das Geschäft seiner Erziehung oblag, vergiftet. Locusta hatte, wie vormals, das Mittel so künstlich eingerichtet, daß es ohne Aufsehen zu erregen nur langsam wirken sollte; denn nach einigem Erbrechen schien Britannicus wieder besser. Nero, der in allem was er wollte, seinen Auf-



Ausschub ertragen konnte, wurde äußerst aufgebracht, und die Giftmischerin versprach den Prinzen auf der Stelle zu tödten. Man brachte dem Kaiser das Gift. Er machte den Versuch an einem Beislamm, Das Thier lebte noch fünf Stunden. Der Wütrich ließ das Gift abermals zum Feuer bringen, um seine Kraft zu verdoppeln, und machte den zweiten Versuch mit einem Spanserken, das auf der Stelle starb. — Nun ließ er den Brudermord bey Tafel ausführen. Man gab dem Prinzen zu trinken. Das Getränk war vorsätzlich noch zu warm gelassen, und man goß kaltes Wasser dazu, in welchem das schnelle Gift aufgelöst war. Britannicus fiel sinnlos von seinem Sitz, und Nero sah ihn vor seinen Augen sterben, ohne nur die Farbe zu verändern. Der Leichnam wurde weggebracht, und die Abendmahlzeit mit der nemlichen Munterkeit beschlossen, als wenn nichts vorgegangen wäre.

Agrippina sah ihre letzte Stütze vor ihren Augen hinrichten, und fieng an auf
ih.



re eigene Sicherheit zu denken. Sie sammelte Geld wo sie nur konnte, mit einer Emsigkeit, die, obgleich der Geiz ein Hauptzug ihres Charakters war, dennoch jedem, als außerordentlich ins Auge fiel. Sie hatte öftere heimliche Zusammenkünfte mit ihren Freunden, sie suchte auf alle Weise das Militair und den Adel auf ihre Seite zu bringen, und ließ die Absicht, sich eine eigene Parthie gegen ihren Sohn zu verschaffen, allzudeutlich errathen. Nero wurde davon benachrichtiget, nahm Agrippinen ihre Leibwache und wies ihr außer dem Pallast, in einem Privathaus der Stadt, ihre Wohnung an. Hier besuchte er sie bisweilen, aber jedesmal mit einer hinreichenden Anzahl von Centurionen umgeben, und nach einigen frostigen Worten begab er sich hinweg.

Raum erscholl das Gerüchte von Agrippinens Fall, als sie sich von allen Hoffschranzen verlassen sahe. Außer einigen
gen



gen Damen bekümmerte sich niemand um sie; niemand wollte sie in ihrem Unglück trösten. — Julia Silana, die ehemahlige Gemahlin des Silius, welche auf Messalinens Anstiften von ihrem Manne verstoßen wurde, suchte sich auch in dieser Zeit der Bedrängniß an Agrippinen zu rächen. Der Charakter dieser Frau war im Grunde nicht böse, Ausschweifungen und Liebeshändel abgerechnet; denn die waren damals bey den Römischen Damen so zur Mode geworden, als bey uns ein Minuetto a la Reine. Silana war schön, und schon dadurch hatte sie Agrippinens Reid aufmerksam gemacht. Sextus Africanus, ein junger, trefflicher Mann von edler Herkunft wollte Silanen heyrathen. Agrippina hintertrieb diese Verbindung; nicht etwa weil Africanus ihr selbst am Herzen lag: sondern aus neidischer Bosheit. Welches Weib kann eine solche Beleidigung vergeben, zumal wenn ihr Spiegel ihr sagt: du bist schön — Silana erfand
sie

eine Beschuldigung, wodurch sie ihre Gegnerin zu stürzen gedachte, welche durch die dritte Hand bis zum Kaiser drang. Agrippina wurde eines Complots angeklagt, daß sie mit dem Rubellius Plautus, der in der nemlichen Linie mit Nero vom Augustus herstammte, gegen ihren Sohn geschmiedet haben sollte. — Sie war unschuldig, und obgleich Nero im ersten Aufbrausen zu Gewaltthätigkeiten schreiten wollte, so erhielt sie doch die verdiente Bestrafung ihrer Ankläger. Indessen wurzelt nichts leichter als Unkraut. Nero's Mißtrauen gegen seine Mutter nahm zu.

Poppea, wahrscheinlich eine Tochter der Poppea, die wegen dem Schauspieler Mnesier ein Opfer der Eifersucht Messalinens wurde, hatte nichts geringers im Sinne, als Octavien zu verdrängen, und die Gemahlin des Kaisers zu werden (*)

Sie

(*) Tacit. Sueton. und Plut. sind in dieser Erzählung nicht übereinstimmend.



Sie war an den Rufius Crispinus verheirathet, aber Vibon, ein junger ausschweifender Mann, gefiel ihr besser. Nachdem sie eine Zeitlang im verbotenen Umgang mit ihm gelebt hatte, trennte sie sich von ihrem Manne, und heirathete den Liebhaber. Dieser war ein Günstling des Kaisers; als sie indessen einen neuen Plan faßte, fiel es Poppeen leicht, den Kaiser auf eine listige Weise dahin zu bringen, ihr auch den zweiten Mann vom Halse zu schaffen. Er wurde mit dem Titel eines Gouverneurs nach Lusitanien verwiesen.

Poppeen war bis jetzt nur die Maitresse des Kaisers. Sie sah wohl ein, daß sie ihren Zweck, Octavien zu verdrängen und sich selbst zu ihrer Nachfolgerin hinaufzuarbeiten, nicht erreichen würde, so lange Agrippina lebte. Sie wollte die Mutter stürzen, und feng damit an, sie dem Sohn verdächtig zu machen, und das Gift drang tief in das Herz des ohnehin schon mißtrauischen Kaisers. Poppeen war die
schön

schönste und die verschlagenste Frau ihrer Zeit. Sie wußte nicht nur ihre eigenen Ausschweifungen, sondern jede ihrer Handlungen, jede ihrer gefährlichen Absichten hinter dem reizenden Schleier der Sittsamkeit so künstlich zu verbergen, daß sie ganz unwiderstehlich war. — Agrippinens Unruhe nahm in eben dem Grade zu, als ihre Gewalt über den Kaiser abnahm. Man will sogar behaupten, sie habe, um sich in ihrem Ansehen zu erhalten, den Grauel so weit getrieben, ihren eigenen Sohn zum strafbarsten Verbrechen mit der Mutter zu reizen. Nero vermied aus dieser oder andern Ursachen allen genauen Umgang mit ihr, seine Gleichgültigkeit gegen sie gieng bald in Haß über, und er faßte den festen Voratz, sie aus dem Wege zu schaffen.

Es war schwer, diese Absicht zu erreichen, ohne ein gefährliches Aufsehen zu erregen. Gift war hier nicht rathsam. Die Hinrichtung des Britannicus war noch



zu neu, und überdieses führte Agrippina, die mit Mord und Laster so vertraut war, beständig Gegengift bey sich. Gewaltsam Hand an sie zu legen, konnte gleichfalls die schlimmsten Folgen haben. Anicer, ein gleich großer Bösewicht als geschickter Seemann, der Agrippinen eben so herzlich haßte, als er von ihr gehaßt wurde, half dem Kaiser aus der Verlegenheit. Er erbot sich ein Schiff zu erbauen, daß mitten im Meer von selbst auseinander gehen, und den natürlichsten Schiffbruch von der Welt vorstellen sollte. Der Vorschlag gefiel, das Schiff wurde auf das prächtigste ins Geheim verfertigt, und Nero lud seine Mutter zu einer Lustreise ein, welche diese mit unbeschreiblicher Freude annahm, zumahl da der Sohn ihr alle Merkmale zurückkehrender kindlichen Liebe gab. Es wurde tief in die Nacht in einem Lusthause des Kaisers geschwelgt, und Agrippina fuhr



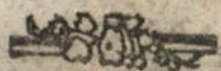
fuhr zu Wasser, stolz wie Juno, auf die
Ausöhnung mit ihrem Sohn, nach ihrem
Landhause zurück. Es war eine sternerei-
che Nacht, und die See war still wie ein
Teich. Die Kaiserin lag auf einem Ruh-
bette, und unterhielt sich mit ihrem Gesell-
schafter Creperius Gallus, der vor ihr stand,
und ihrer Hofdame Acerronia, die sich über
Agrippinen hinlehnte, und ihre Freude
über die glückliche Wendung der Sachen
bezeigte. In demselben Augenblick stürzt
auf das gegebene Zeichen die Decke des
Schiffes, welche man durch große Stücke
Bley beschwert hatte, mit einem fürchter-
lichen Krachen ein, und Creperius bleibt
auf der Stelle todt; Agrippina aber
und Acerronia unter den hohlzusammen-
gefallenen Trümmern blieben unbeschädigt.
Die Absicht war, das Schiff sollte sich nun
öfnen; aber in dem Tumult hinderten dieje-
nige, welche nicht um das Geheimniß wu-
sten, durch Schrecken, Angst, Zerstörung
und Begierde sich zu retten, die Wirkung
des Mechanismus. Der Schiffscapitain Ani-



zet ließ alle Bootleute auf eine Seite treten, um durch das Uebergewicht Wasser ins Schiff zu bringen. Der mörderische Zweck wurde aber dennoch nicht erreicht. Agrippina und Acerronia schwammen gemächlich in der stillen See. Acerronia gedachte dadurch aus der Fluth gerettet zu werden, daß sie dem Schiffsvolk zurief: ich bin Agrippina, kommt der Mutter eures Kaisers zu Hülfe! — Statt der Hilfe wurde sie mit Schifferhacken und Rudern mitten im Wasser erschlagen. Agrippina schwieg und entkam ohne weitem Schaden, eine leichte Verwundung an der Schulter ausgenommen. Sie stieß auf einige Fischerböte, die sie auffingen und nach ihrem Landhause brachten. Hier überlegte sie erst mit ruhigem Geiste, was ihr begegnet war, und da sie alle Umstände gegeneinander verglich, die höfliche Einladung, den väterlichen Empfang und die Liebevollen Begegnung ihres Sohnes auf der einen, auf der andern Seite den Schiffbruch ohne
die

die mindeste äußere Veranlassung, den gewaltsamen Tod ihrer Hofdame — so fiel ihr die ganze Verrätheren aufs Herz, und sie vermochte sich kaum zurückzubalten. — Dennoch überwand sie sich und ließ sich nichts merken, sondern dem Kaiser durch einen ihrer Hofleute Aggerinus sagen: „er würde wohl von dem ihr zugestoßenen Unfall gehört haben, und ihrethalben besorgt seyn. Sie sey durch die Hand der Götter der Gefahr entronnen; demobngeachtet müsse sie den Kaiser bitten, sie gegenwärtig nicht zu besuchen, indem sie der Ruhe bedürfe.“ — Agrippinaverband ihre Wunde, und versah sich mit den gewöhnlichen Arzneymitteln, welche in solchen Gelegenheiten üblich sind. Uebrigens nahm sie eine ruhige Mine an, obgleich ihre Seele voll Furcht war, und ihr Herz von Rache glühte.

Nero stuzte nicht wenig, als man ihm die Nachricht brachte, der Aufschlag sey mißlungen. Er dachte sich schon verlobren, und hatte alle Ursache, die Rache seiner Mutter zu fürchten. Burrhus und Seneca wurden zu Rasde gezogen, und suchten die Achseln. Nero's eigene Sicherheit schien den Tod Agrippinens nothwendig zu machen, und gleichwohl konnten diese beyden rechtschaffenen Männer nicht anrathen, daß der Sohn die Hände mit



dem Blute der Mutter bestede. — Es ist nicht glaublich, obgleich Dio das Gegentheil behauptet, und selbst Tacitus zweideutig von der Sache redet, daß sie Theil an der abscheulichen That hatten, oder auch nur um den mißlungenen Anschlag mit dem Schiff vorher, eh denselben ihnen Nero selbst eröffnete, gewußt haben sollen. — Als Seneca in der äußersten Bestürzung den Burrhus fragte: ob wohl das Militair sich der Ermordung der Kaiserin unterziehen würde, antwortete dieser: Die Prätores hängen der Kaiserlichen Familie zu sehr an, und das Andenken des Germanicus ist ihnen zu heilig, als daß sie ihre Sünde gegen seine Tochter entweyhen sollten. Und fuhr er fort, indem er sich zum Kaiser wendete, ich bin Befehlshaber tüchtiger Soldaten; wenn du Mörder brauchst, so suche sie anderwärts. Dein Anicet mag vollenden was er angefangen hat. Anicet erbot sich abermals, dem Uebel abzuhelpen, und mit gewafneter Hand Agrippinen in die andere Welt zu schicken. Während diesen Berathschlagungen wurde Agerinus gemeldet. Die Bosheit ist reich an Erfindungen. Man benutzte diese Gelegenheit, warf dem Abgesandten einen Dolch heimlich zwischen die Füße, schrie sodann über Verrätheren, und legte den Agerinus in Fesseln. Man woll=



wollte durch dieses heimtückische Spiel dem Volke vorspiegeln, Agrippina habe Anschläge gegen das Leben des Kaisers gemacht, und sich selbst entleibt, als sie ihr Vorhaben entdeckt gesehen.

Agrippinens Haus war mit einer Menge Menschen umgeben, die Theil an ihrem Unglück genommen hatten, und ihre Freude über ihre Rettung laut bezeugten. Aber die Ankunft des Anicer mit einem starken bewaffneten Gefolge zerstreute den erschrockenen Pöbel. Er umstellte das Haus mit Soldaten, stieß die Thüre ein, bemächtigte sich eines jeden Slaven der ihm in den Weg kam, und drang so zu dem schwach erleuchteten Zimmer, wo Agrippina auf dem Bette lag, und sich mit einer einzigen ihrer Frauen unterredete. Bey Annäherung des dumpfen Geräusches entfernte sich die Dose, und die verlassene Kaiserin rief ihr nach: auch du verlässest mich? — In diesem Augenblick tritt Anicer, begleitet von zweyen Seeofficieren, dem Geracelus und Oloaritas, herein. Kommt ihr, sagte Agrippina, mit außerordentlicher Fassung, mich im Namen des Kaisers zu fragen, wie ich mich befinde; so sagt ihm ich sey besser: Kommt ihr aber in böser Absicht; so kann ich sie meinem Sohne nicht vertrauen. — Die Hör-



Mörder umringen ihr Bette, und Heracleus versetzt ihr mit einem Stock den ersten Schlag auf den Kopf, der sie aber nicht tödtet; sondern nur betäubt. — Jetzt erblickte sie den Oloaritus mit gezückter Schwerde. Da, rief sie, indem sie sich entblößete, durchstoße den Leib der den Nero trug. — Sie ermordeten sie, und ließen sie todt im Bette liegen, (*)

Agrippinens Leichnam wurde noch in derselben Nacht, ohne das mindeste Gepränge, verbrennt, und erhielt, so lange Nero lebte, kein Grabmahl.

Diesen Tod starb die Enkelin, Schwester, Gemahlin und Mutter von Kaisern, die aber zugleich das verabscheuungswürdigste Ungeheuer ihres Geschlechtes war, und Messalinen in manchen Stücken noch übertraf.

(*) Suct. Dio. Tac.

Anekdoten

großer und kleiner

Männer und Weiber.

Des zweyten Bandes zweyte Abtheilung.

ST. LOUIS, MO.
JANUARY 1, 1880
THE JOURNAL OF THE
MISSOURI BOTANICAL GARDEN

G e s c h i c h t e

d e r

Mitterin D'Con.

Das Kleid macht nicht immer den Mann.



Die Ohren gespißt, meine Damen!
nun kommt etwas das ihnen beha-
gen wird, und dieses Kapitel ist ihnen be-
sonders gewidmet. — Zum Krieg und sei-
nen Beschwerlichkeiten schicken sie sich frey-
lich nicht — und das sehen sie selbst ein;
(obgleich die Folge dieser Geschichte auch
in diesem Stück das Gegentheil darthun
könnte,) — aber sie trauen sich wenigstens
so viel Esprit zu, als wir Männer, und
— in gewissem bestimmtem Sinn geb' ich
zu. Keiner ist das Gefühl des schönen
Geschlechtes, lebhafter seine Einbildungs-
kraft, und rascher sind seine Entschlüsse.

Die ältere Geschichte hat uns eine Men-
ge Damen aufgezeichnet, die männliche



Thaten verrichtet haben. Dießmal wollen wir aber aus den Annalen unserer Zeit die Geschichte der Ritterin D'Eon de Beaumont ausheben, die auf dem großen Schauplatz eine eben so sonderbare als ausgezeichnete Rolle gespielt hat.

Sie ward am 5ten October 1728 zu Tonnerre (*) in Frankreich geboren. Ihre Eltern hatten eine einzige Tochter, — keinen Sohn — und unsre Heldin war wieder ein Mädchen. — Ein alter Bruder ihrer Mutter, der sehr reich war, hatte sich zwar vorgenommen, einem der Kinder seiner Schwester sein ganzes Vermögen zu vermachen, zugleich aber auch die alberne Grille in den Kopf gesetzt, das Kind müsse männlichen Geschlechtes seyn. Diese Grille

(*) Kleine Stadt in Champagne am Flusse Armenton. Sie hat den Titel einer Grafschaft, und gehört dem Hause Clermont.



Grille vermogte die Eltern zu einem unschuldigen Betrug. Sie nahmen sich gleich bey der Geburt des Kindes vor, das Mädchen für einen Buben gelten zu lassen, und es wurde unter dem Namen Charles, Genevieve, Louis, August, Andre, Timothée, getauft. — Die Mutter des verkappten Mädchens war schon in zunehmenden Jahren, ohne Hoffnung, mehrere Kinder zu bekommen, und überdas starb der Vater bald nach der Geburt des Kindes. Neue Gründe für die Mutter, das Mädchen zum Knaben umzuschaffen. Sie ließ das muntre Geschöpf männlich kleiden, und schon im achten Jahre wurde der kleine D'Éon, der ausnehmend viele Fähigkeiten zeigte, nach Paris geschickt, um unter dem Auge seines reichen Oheims sich dazu zu bilden, wozu man ihn bestimmte.

Er entsprach jeder Erwartung, die man von ihm gefaßt hatte. In dem Mazarinischen Kollegio bracht' er es in Erlernung



nung der todten Sprachen in kurzem so weit, daß er die Vorlesungen der Rechtsgelehrten besuchen konnte. Auch hier förderten ihn sein Genie und sein Fleiß so geschwinde, daß er bereits in seinem 16ten Jahre die Doktormürde, und nicht lange nachher die Stelle eines Parlaments-Advocaten erhielt.

Man trat D'Eon auch als Schriftsteller auf. Zwen Lobreden auf die Herzogin von Penthièvre und den Grafen D'Ons en Brey, die in lateinischen Versen abgefaßt waren, machten ihn zuerst als solchen bekannt. — Die Staatskunst schien ihm ein reiches Feld, wo ein Kopf wie der seinige Ruhm einernnden könne. Er legte sich mit seiner gewöhnlichen Anstrengung darauf, und schrieb einige politische Werke, die auch von dieser Seite den Ruf seiner gründlichen Gelehrsamkeit und tiefen Einsichten verbreiteten.

In Leibesübungen war er nicht weniger stark, besonders aber hatte er sich in der Fechtkunst bey den Händelmachern in eben so großen Credit gesetzt, als bey den Gelehrten durch seine Schriften.

Als im Jahr 1755 Frankreichs und Oesterreichs Absichten gegen Preußen die Wiederherstellung der erkalteten Freundschaft zwischen denen Höfen zu Versailles und Petersburg nothwendig machte, schlug der Prinz Conti, der die persönlichen Verdienste, und die außerordentlichen Geistesfähigkeiten des jungen Ritters genau kannte, ihn dem Könige zu diesem wichtigen Geschäfte vor, und der Monarch bestätigte die Wahl. D'Kon reiste nach Rußland, und brachte durch Mitwirkung des Ritters Douglas und des Reichs-Vice-Kanzlers Grafen Woronzow, deren Vertrauen er sich zu erwerben gewünscht hatte, das wichtige Geschäft glücklich zu Stande. Die Kaiserin Elisabeth überhäufte den feinen jungen Mann



mit Gnade und Geschenken, und bot ihm sogar in ihren Diensten die vortheilhaftesten Stellen an, allein D'Kon wich diesen Lockungen mit großer Klugheit aus, ohne das mindeste von der Gnade der Kaiserin zu verlieren. Er reiste nun nach Frankreich zurück, um dem Könige Rechenschaft von seinen Verrichtungen zu geben, wurde aber bald nachher abermals als Gesandtschafts-Sekretair nach Rußland geschickt, wo er fünf Jahre hindurch den geheimen Briefwechsel des Königs und der Kaiserin besorgte. Durch seine geschickte Unterhandlungen geleitet, tratt Elisabeth gänzlich auf Französische und Oesterreichische Seite, und ließ 1757 im Juny 100,000 Mann Russen in Preussen einrücken. Die Nachricht von der Ordre zum Marsch dieser Armee sollte D'Kon auf Befehl der Kaiserin selbst nach Wien und Versailles überbringen; es wurde ihm deswegen der Operations-Plan zum nächsten Feldzuge mitgegeben, und er gieng durch Polen nach Wien. Seine politischen Kennt-



Kenntnisse des Russischen Hofes und Reiches erregten die Bewunderung des dortigen Französischen Gesandten, Grafen von Broglie, der ihn sogleich als Courier mit der Botschaft des am 6ten May 1757 bey Prag erfochtenen Sieges der Preussen an seinen Hof schickte. Auf dieser Reise stürzte der Ritter mit dem Pferde, und zerbrach ein Bein. Kaum aber hatte er sich verbinden lassen, so setzte er sie demohngeachtet in einer Postkalesche aufs Eiligste fort, und kam noch sechs und dreißig Stunden früher an, als der andere Courier des Fürsten von Kaunitz. Erst nachdem er sich seiner Aufträge entlediget hatte, wurde ihm ein ordentlicher Verband angelegt. Sein heroischer Dienst-eifer, und eben so sehr die geheime Nachrichten von der Staatsverfassung Russlands, die er mitbrachte, und der glückliche Erfolg seiner Unterhandlungen an diesem Hofe, erwarben ihm den Beifall seines Königes, und die Achtung des Ministeriums, das über die Geschicklichkeit und



und die richtigen Einsichten dieses jungen Mannes in Erstaunen gerieth.

Als D'Eon geheilt war, mußte er zum drittenmal die Reise nach Petersburg antreten. Der Preussisch gesinnte Großkanzler Bestucheff hatte immer noch seinen Anhang, und diesem mußte entgegenge-
arbeitet werden. Niemand schickte sich hierzu besser, als der Ritter, dem Bekanntschaft mit den Großen des Hofes, und Kenntniß der geheimsten Triebfedern der Petersburger Faktionen, überdieses aber noch die Gunst der Czarin Elisabeth zu Statten kam. Er erhielt bey der Abschieds-
Audienz von seinem Könige eine goldne Dose mit dessen Bildniß, und das Patent als Dragoner-Lieutenant bey dem Regimente des Generals der Kavallerie.

Kurz nach seiner Ankunft in Petersburg bewirkte D'Eon den Sturz des Großkanzlers, der den Fall aller Uebrigen, welche der Preussischen Parthey anhiengen, nach sich zog. Bestucheff wurde mitten im
Kay-



Kaiserlichen Palast, der Feldmarschall Apraxin an der Spitze der Armee, und eben so der General Totleben in Verhaft genommen, und die Oesterreichisch-Französische Parthey siegte. Woronzow wurde Groß-Kanzler, und unser Ritter blieb als Legations-Secretair bis 1759 in Rußland. — Ludwig der XV., ausnehmend zufrieden mit dem guten Benehmen des Ritters, erhöhte seinen Gehalt mit 1000 Gulden, und ernannte ihn zum Dragoner-Hauptmann. — Die Kaiserin ihrerseits machte neue Versuche, ihn in ihre Dienste zu ziehen; aber ihre Bemühungen waren vergeblich wie zuvor.

Das kalte Klima, und hauptsächlich das viele Lesen und Schreiben bey Licht, das unzertrennlich von seinen wichtigen und häufigen Geschäften war, setzten dem Ritter D'Con sehr zu, und er war in Gefahr, das Gesicht zu verlieren. Der Leibarzt der Kaiserin fand kein Rettungsmittel für ihn, als die Veränderung der Luft, und rieth ihm an, nach Frankreich zu-



zurückzuführen. D'Kon machte deshalb Vorstellungen bey seinem Hofe, und erhielt die Erlaubniß dazu.

Er gieng abermals über Wien, wo er sich jedoch dießmahl seiner Gesundheit wegen, länger aufhalten mußte, als ihm lieb war. Sobald er sich einigermaßen hergestellt fühlte, verfolgte er seine Reise, und wurde in Paris von dem Herzog von Choiseul auf das beste empfangen. Man überhäufte ihn mit Lobeserhebungen, Versprechungen künftiger Versorgung, Aussichten auf Ehrenstellen und Ansehen, und ertheilte ihm einweilen eine jährliche Pension von 2000 Livres, nachdem er für Millionen und Billionen Intriguen gespielt, um die Leidenschaft seines Monarchen, und die bezahlten Plane der Minister zu befriedigen, und unschätzbare Summen durch die Aufopferung seiner Gesundheit zugesetzt hatte. — Zwentausend! — Ja das klingt wie eine wohlgestimmte Geige — aber wenn man die Livres dazu setzt, so klingt's grade, als wenn dem Virtuosen die Quinte



te im ersten Solo seines schön vorgetragenen Concerts gesprungen wäre. — Eboiseul und die Maitresse hatten bessere Saiten; sie sprangen nicht und verstimmten sich nicht: weil sie immer auf fremden Instrumenten spielten; aber D'En mußte mit seinem eignen Instrument auf der großen Kirnmeß geigen. — — — — — !!!

Gleich geübt in den Waffen wie in der Feder, und vielleicht eben nicht sehr durch seine Pension von 2000 Livres geschmeichelt, wollte D'En nun auch Lorbeern im Kriege sammeln. Er fand sich deswegen bey seinem Regimente ein. Der Marschall von Broglie, dem seine militärische gute Anlage nicht entgieng, bewirkte bey Hofe, daß er von diesem Regimente zu dem von Antichamp versetzt, und dem Marschall als Adjutant zugegeben wurde. Hier trat er unter den Augen des Marschalls die blutige Laufbahn an, nach der sich sein Muth längst gesehnt hatte. Den ersten Beweis seiner Klugheit und Uner-

schro-



schrockenheit gab er in Sörter, (*) wohin ihn der Marschall kommandirte, um bey Annäherung der Deutschen den Munitions- vorrath in Sicherheit zu bringen. Die Unternehmung war gefährlich, denn sie mußte im Angesichte eines überlegenen Feindes ausgeführt werden. Indessen gelang es dem weiblichen Helden, unter beständigem Feuer der Alliirten verschiedenemal nach einander über die Weser zu defilieren, und seinen Zweck glücklich zu erreichen. Es wäre hier überflüssig zu bemerken, wie sehr er in der Achtung des Marschalls durch diese herzhafte That gewann.

Kurz nachher befand er sich in dem Treffen bey Soest, (**) wo er sich durch be-

(*) Kleine befestigte Stadt an der Weser, mit einer steinernen Brücke, der Abten Corvey gehörig.

(**) Große Preussische Stadt in der Grafschaft Mark in Westphalen, 7 Meilen von Münster. Sie war ehemals eine Hansestadt.

bewundernswürdige Tapferkeit auszeichnete. Er wurde an diesem Tage stark am Kopf und in den Schenkel verwundet. — Wie leicht konnte unter den Händen der Wundärzte sein Geschlecht verathen werden; allein D'Eon behielt auch in den heftigsten Schmerzen seine Gegenwart des Geistes, und die Wundärzte konnten nicht einmal mutmaßen.

Nachdem der Ritter von seinen Wunden hergestellt war, erschien ihm eine neue Gelegenheit Ruhm einzuerndten. Er wurde beordert, mit den Grenadieren von Champagne und etlichen hundert Schweizern bey dem Dorfe Meinschloß die Bergschotten anzugreifen. Die Engelländer standen bey Limbeck (*) im Lager, und die Schotten hatten bey dem Dorfe einen engen Paß zu vertheidigen. D'Eon fiel
R sie

(*) Hauptstadt des Fürstenthums Grubenhagen an der Ilme.



ſie mit ſolcher Heftigkeit an, daß ſie, trotz der hartnäckigſten Gegenwehre, die Flucht ergriffen, und der Sieger verfolgte ſie bis in das feindliche Lager.

Nach dieſem neuen Beweiſe ſeines Muthes und ſeiner Kriegsgewandtheit, vertraute ihm der Marſchall ein Commando von einigen Eſcadrons Dragonern, Huſaren und die zur Expedition nöthige Infanterie an, womit er den Poſten zu Oſterwick (*) behaupten ſollte. Das Preußiſche Grenzbataillon von Reez, 600 Mann ſtark, hinderte die Communication der Franzoſen mit Wolfenbüttel. D'Ron ſah ſeinen Vortheil ab, griff die Preußen an, und nahm das ganze Bataillon gefangen. Auf dieſen gelungenen Streich eroberte Prinz Laver von Sachſen Wolfenbüttel.

(*) Mittelmäßige Stadt im Fürſtenthum Halberſtadt.



büttel, und die Vereinigung des Französischen Heeres war hergestellt.

Wir würden gewiß noch mehrere Thaten unseres Ritters anzuführen haben, wenn nicht die Friedenspräliminarien ihren Lauf gehemmt hätten.

Am Französischen Hofe hatte man indessen seine Verdienste als Staatsmann noch nicht vergessen. Die Entthronung Peters III, und die dadurch ganz veränderte Lage mit Rußland war Ursache, daß er nicht als bevollmächtigter Minister zum viertenmale nach Petersburg geschickt wurde.

Der Herzog von Nivernois gieng als bevollmächtigter Minister nach London, um das Friedensgeschäft zu beendigen, und d'Kon wurde erkohren, ihn als Legationssecretaire zu begleiten. Der Ritter fand Canale, Egremonts geheime Friedens-



densinstruktionen in zuverlässiger Abschrift zu erhalten, und übermachte sie seinem Hofe so schnell, daß der Französische Courier ganze 24 Stunden früher in Versailles eintraf, als der Englische in Paris. Das Französische Ministerium konnte also alle Schwierigkeiten leicht lösen, womit der Herzog von Bedford die Unterhandlungen in die Länge ziehen sollte, und die Präliminarien kamen in wenig Tagen zu Stande.

D'Kon mußte selbst die Achtung der Brittischen Nation zu gewinnen. Der König von England wählte ihn sogar, eine bis hierhin noch nicht erhörte Sache, den unterzeichneten Frieden nach Frankreich zu überbringen. — Der Ritter erhielt bey seiner Ankunft das Ludwigskreuz, das er, den Statuten gemäß, wegen dem Mangel der erforderlichen Dienstjahre noch nicht verlangen konnte, als einen ausgezeichneten Beweis der Zufriedenheit des Königes. Als Livernois im Jahr 1763 nach
Frank-



Frankreich zurückgieng, blieb d'Kon als Charge d'affaires in London. Der Herzog schilderte die Verdienste des Ritters nach der Wahrheit mit den lebhaftesten Farben; als er seine Berichte dem König und dem Ministerium abstattete, und es war schon beschlossen, ihn zum wirklichen Botschafter der zweiten Ordnung am Hofe zu St. James zu ernennen.

Allein so untadelhaft auch sein Betragen sowohl in öffentlichen Geschäften als in seinem Privatleben war, so wenig konnte er doch den Cabalen des Neids entgehen. Eine traurige Bestimmung des Verdienstes, zumal an Höfen, wo der Fürst stets mit fremden Augen sieht, oder vielmehr mit seinen eigenen nicht sehen darf. Wohl dem Staate, wo Friedrichs und Josephe selbst regieren, und der Cabale Thür und Thor verriegelt ist! — Der Graf von Guerchy erhielt unvermuthet den Posten, welchen man dem Ritter zugedacht hatte, und der letzte die Weisung, bey dem neuen



Bevollmächtigten die Stelle eines Gesandtschaftssekretärs ferner zu verwalten.

D'Kon fand sich hierdurch aufs höchste beleidigt, und suchte sich mit aller Macht zu behaupten; allein der Graf hatte längst einen Haß auf den Ritter geworfen, und brachte es endlich dahin, daß er durch einen eigenhändigen Befehl des Königs genöthigt wurde, die bisher so wohl verwaltete Stelle eines Chargé d'affaires niederzulegen. Er lebte nun als Privatmann in England, und genoß das fortdauernde Vertrauen seines Königes, das ihn für den verlohrnen Titel und Gehalt schadlos hielt.

Welch ein sonderbarer Kontrast herrscht doch oft in den Seelen der Fürsten! Ludwig der XV. erkannte die Verdienste des Ritters, würdigte ihn ferner seines Vertrauens, erhielt bis an seinen Tod, länger als 20 Jahre hindurch einen geheimen Brief-

Briefwechsel mit ihm, einen Briefwechsel, der unendlich wichtige Dinge aufschließen wird, wenn er je ins Publicum kömmt — und doch hatt' er nicht das Herz, sich der Minister- und Maitressen-Cabale entgegen zu werfen — und das war ein unbeschränkter Monarch?

D'Fons Eifer für das Interesse seines Vaterlandes und seines Königs konnte auch diese undankbare Behandlung nicht schwächen. — Die Oppositious-Parthey im Londner Parlament, war mit dem letzten Friedensschlusse gar nicht vergnügt. Man bot dem Ritter 40,000 Pfund Sterling, wenn er gewisse Geheimnisse mittheilen würde, an denen gedachter Parthey sehr viel gelegen war; aber er wies Anträge der Art, durch die er sich beleidigt hielt, mit Verachtung von sich.

Wissenschaften und Schriftstelleren füllten nun die Stunden aus, die ihm sein



Briefwechsel mit dem König übrig ließ. Im Winter nahm er nur Sonntags Besuche an. Die übrige Zeit saß er in seiner Bibliothek und studierte. Bey der mäßigen Lebensart, die er führte, schadete das viele Sitzen seiner Gesundheit nicht; denn er hielt des Tages nur eine Mahlzeit. — Im Sommer begab er sich auf das Landgut seines Freundes, des Lords Ferreres, Vais und Admirals von Engelland, mit dem er besonders vertraut war. Lesen, Jagd und Reiten waren da seine Beschäftigungen. So lebte D'Won vierzehn Jahre hindurch, anfänglich im Aeußern minder glücklich als er es verdient hatte, aber desto ruhiger im Innern. Zwentausend Livres Gnadengehalt und seine Familieneinkünfte reichten spärlich zu, in einem so übertheuren Lande mit einiger Bequemlichkeit zu leben. Seine starke Seele trozte indessen allen Widerwärtigkeiten, und der Lohn seiner Standhaftigkeit blieb nicht aus. — Ludwig der XV, dem die Augen auf.

aufgegangen seyn mögen, versicherte ihn unter dem 1ten April 1766 einer Pension von 12,000 Livres durch ein Schreiben folgenden Inhaltes: „ Zur Belohnung der treuen Dienste, welche der „ Ritter D'Lon dem Staate in Rußland, im Kriege und sonst geleistet „ habe, ertheile ihm der König eine „ jährliche Pension von 12,000 Livres, welche ihm halbjährig ausgezahlt werden „ sollte, wo er sich auch aufhalten möge, „ Feindesland in Kriegszeiten ausgenommen, der König behalte sich übrigens „ vor, den Ritter gelegentlich wieder so „ anzustellen, daß sein Gehalt die gegenwärtige Pension weit übersteigen „ werde. „

Man könnte diese Gnadenbezeugung auch wohl auf die Rechnung der Politik schreiben. D'Lons Erbitterung gegen den Grafen Guerchy war groß, und beide geriethen in einen Federkrieg, der viel Aufsehens machte, und dem Grafen eben



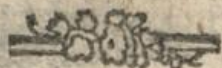
nicht sehr um Vo theil gereichte. Frankreich befürchtete, dieser Privatstreit, der von beiden Theilen mit Intriguen durchwebt wurde, mögte zuletzt dem guten Vernehmen der beiden Königshöfe nachtheilig seyn. Man suchte daher den Mitter durch die Pension zu beruhigen, und rief den Grafen Guerchy von seinem Posten zurück, um der Fehde ein Ende zu machen.

D'Kon lebte nun wieder in London auf einen großen Fuß. In dieser Zeit schrieb er ein Werk unter dem Titel: *Memoires pour servir à l'histoire des Finances*, welches tiefe Einsichten eines gründlichen Staatsmannes verrieth, und mit außerordentlichem Beyfall aufgenommen wurde.

Bei allem dem hörte er nicht auf, für das Beste seines Vaterlandes zu arbeiten. Doctor Musgrave, ein Mann von Kopf und großem Ansehen, im Unter-



terhaufe aber ein abgefagter Feind der Ministerial-Partey, ließ im Jahr 1769 eine satyrische Vorstelllung drucken, die sich auf den geschlossenen Frieden bezog, und an die Versammlung berief, welche damals ein neues Parlament wählen sollten, gerichtet war. Es wurde darin auf die schon in Engelland vorgefaßte Meynung heißend angespielt, daß nemlich die Prinzessin von Wallis, der Lord Bute, der Herzog von Bedford, und die beyden Staats-Sekretair's Halifax und Egremont von dem Französischen Hofe bestochen gewesen seyen, den Frieden zu befördern. Er griff auch den Ritter D'Eon nicht sehr glimpflich an, den er öffentlich den Friedensstifter nannte. — Diese Schrift machte viel Aufsehen, und brachte alle Engelländer gegen diejenigen auf, welche an dem Friedensgeschäfte Theil gehabt hatten. Die Eäh- rung gegen den Hof nahm immer mehr zu, und um die unruhigen Gemüther zu be-



besänftigen, sah sich das Parlament genöthigt, eine eigene Untersuchung deswegen anzuordnen. D'Eon, um seine und die Ehre der Minister beider Nationen zu retten, widerlegte nicht nur die Schrift des Doctor Musgrave und alle die andern, welche durch diese veranlaßt wurden, auf das nachdrücklichste, sondern er brachte es auch durch sein gerichtliches Zeugniß dahin, daß Musgrave als ein Störer der öffentlichen Ruhe, der seinen Landsleuten die Köpfe verdrehe, aus dem Unterhause gestossen wurde. — D'Eon gewann dadurch in der Achtung des Königs von England und des ganzen Hofes außerordentlich. Von dieser Seite wurden dem Ritter sogar alle Ehrenstellen die er in Frankreich bekleidete, und alle Vortheile, die er dort genoß, angeboten, wenn er sich nur hätte wollen naturalisieren lassen. Allein der Ritter schlug hier eben so wohl, wie in Rußland dieses schmeichelhafte Anerbieten aus, und begnügte sich mit dem Be-



Bewußtseyn, rechtchaffen gehandelt zu haben.

Dieser neue Beweis der uneigennützi-
gen Treue des Ritters gegen sein Vater-
land, machte in der Seele Ludwigs XV
die Begierde von neuem rege, seinen ge-
heimen Minister D'Eon zu sich zurück zu
rufen, und die Versicherungen von Beloh-
nung und Versorgung, die man ihm wie-
derholt gegeben, und er schon längst ver-
dient hatte, in Erfüllung zu bringen.
Man that dem Ritter deswegen man-
cherley Vorschläge, aber weil man nie
von öffentlicher Darstellung seiner, durch
den Grafen von Guerchy angegriffenen
Unschuld sprach; so verwarf er jeden
Antrag mit einer Festigkeit, die an Hart-
näckigkeit gränzte: denn die Ehre gieng
ihm über alles. Ludwig XV. kannte
die Beweggründe D'Eons, aus denen er
die Gnade seines Monarchen nicht nützen
wollte, gar wohl, und schätzte ihn um
de-



desto höher. Es würde auch gewiß noch dahin gekommen seyn, daß der Ritter seinen Zweck erreicht hätte, wenn der Monarch nicht während diesen Unterhandlungen gestorben wäre.

Ludwig XVI. fand unter den Papieren seines Großvaters den ganzen Briefwechsel desselben mit dem Ritter, und erfuhr dadurch das Geheimniß des wahren Geschlechtes des letztern, das dem vorigen Könige nicht unbekannt war. Auch D'Eons große Verdienste um den Staat fielen dem jungen Monarchen hierdurch deutlich ins Auge, und er beschloß, den weiblichen Staatsmann nicht länger im Auslande zu lassen. Man tratt von neuem in Unterhandlung. Die Grafen von Mauropas und Vergennes erhielten den Auftrag ihn zurückzurufen und der Marquis von Prunevaux wurde deswegen nach London geschickt. Er bot im Namen des Königs dem Ritter nicht nur einen sichern Ge-



Geleits - Brief von Seiner Majestät eigenhändig unterzeichnet, sondern auch eine Pension von 15.000 Libres an; überdies die Ehre einer Privat - Audienz bey dem König, und die freye Erlaubniß, wieder nach London zurückgehen zu dürfen, wenn ihm nicht in allen Stücken Wort gehalten würde.

D'Con war bereit, dem Abgeordneten nach Frankreich zu folgen; aber da er, wie immer, auf die öffentliche Bekanntmachung seiner Unschuld drang, und man von Seiten des Hofes dieser Bedingung auszuweichen suchte, so blieb er in London, und ließ den Marquis im Frieden ziehen.

Das Ministerium in Versailles stutzte anfänglich über diese Weigerung; allein die Gründe, mit denen D'Con sie unterstützte, brachten es zu dem Entschlus, eine zweite Unterhandlung zu eröffnen.

Die



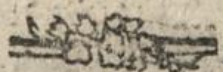
Diese gelang besser. Die Anstände wurden durch nachstehenden Geleitsbrief gehoben, indem die Verdienste und die Unschuld des Ritters unwidersprechlich anerkannt sind.

Von Er. Allerchristlichsten Majestät dem Charles, Genevieve, Louis, August, Andre, Timothee D'Eon de Beaumont, Ritter des Königl. und militairischen Ordens des heil. Ludwigs, Dragoners Hauptmann, Adjutanten des Marschalls, Herzog von Broglie, ehemaligen bevollmächtigten Französischen Minister bey dem Könige von Großbritannien, bewilligte Erlaubniß mit sicherem Geleite und sonder Gefährde für seine Person nach Frankreich zurück zu kehren.

Im Namen des Königs.

„Nachdem Seine Majestät sich von
„den verschiedenen öffentlichen und Pri-
„vat - Aufträgen, welche der höchstselige
„König, Dero glorwürdigster Großvater,
„vormals sowohl in Rußland, als in
„England, und andern Orten, dem Char-
„les Genevieve, Louis, August, An-
„dré, Timothee, D'Éon de Beaumont,
„anzuvertrauen geruht, und über die
„Art wie er sich derselben entledigte, wie
„auch die Militäirdienste des benannten
„D'Éon de Beaumont betreffend, haben
„Bericht abkatten lassen: So haben Seine
„Majestät eingesehen, daß er sowohl als
„Officier, als auch in der Eigenschaft
„eines Ministers in Staatsangelegenhei-
„ten wie im Kriege, und in allen an-
„dern Fällen keine zwendeutige Beweise
„seiner Vaterlandsliebe und seines Ei-
„fers im Dienst des höchstseligen Königs
„gegeben habe, welche ihn des
„Schutzes würdig machen, den Seine
„Ma-

„ Majestät ihm angedeihen zu lassen gnä-
 „ digst beschlossen haben; und da besag-
 „ te Seine Majestät benannten D'Con
 „ de Beaumont gnädig zu behandeln ge-
 „ meynt sind: als geruhen sie ihm die
 „ Fortdauer des Gehaltes von 12,000
 „ Livres, den der höchstselige König, Dero
 „ Großvater, ihm im Jahre 1766 bewilli-
 „ get hatte, und der ihm bis hierhin
 „ ununterbrochen ausgezahlt worden ist,
 „ von neuem zuzusichern. Da es ferner
 „ der Wille Seiner Majestät ist, daß die
 „ unseligen Streitigkeiten, die zum Ver-
 „ gerniß von ganz Europa nur allzubekannt
 „ geworden sind, in ewige Vergessenheit
 „ begraben werden mögen, so legen Seine
 „ Majestät in Zukunft über diesen Ar-
 „ tikel, sowohl besagtem D'Con de Beaun-
 „ mont, wie allen übrigen Dero Dienern
 „ und Unterthanen schlechterdings Still-
 „ schweigen auf. Unter dieser Bedingung
 „ erlauben Seine Majestät besagtem D'Con
 „ de Beaumont, wieder in Dero Reich
 zu-



„ zurückzukommen, darinnen zu bleiben,
„ und seinen Geschäften in völliger Frey-
„ heit obzuliegen, so auch sich nach Ge-
„ fallen ein anderes Land zum Aufenthalte
„ zu wählen, wie ihm das der höchstse-
„ lige König schon unterm 1ten April
„ zugestanden hatte. Da überdieses Sei-
„ ner Majestät Wille ist, daß bemeldter
„ D'Eon de Beaumont in keinem Falle,
„ zu keiner Zeit, an keinem Orte, an sei-
„ ner Ehre, Person oder Vermögen, von
„ keinem der gewesenen, jetzigen oder
„ künftigen Minister, noch von irgend
„ sonst jemanden gekränkt werde, so we-
„ nig wegen der öffentlichen und gehei-
„ men Aufträge, womit der höchstselige
„ König ihn beehrt hatte, als wegen ei-
„ niger andern Fälle, die aus seinem
„ Zwist, seinen Streitigkeiten und Pro-
„ zessen entsprungen sind, welche hierdurch
„ wie obgedacht, auf ewig vernichtet
„ werden: so wollen Höchst dieselben be-
„ sagtem D'Eon de Beaumont ein siche-



res Geleite" und völlige Sicherheit für
 „ seine Person gnädigst bewilligen, und
 „ ihn in Dero besondern Schutz und Schirm
 „ nehmen; jedoch unter dem Beding,
 „ daß mehrbesagter D'Eon de Beaumont
 „ ein vollkommenes Stillschweigen be-
 „ obachte, und sich in allen Umständen
 „ als ein gehorsamer, ehrerbietiger und
 „ getreuer Unterthan bezeige. Zur Ver-
 „ sicherung Dero wahren Willensmeinung
 „ hierüber, haben Seine Majestät ge-
 „ genwärtigen Brief und sicheres Geleite
 „ mit eigener Hand unterzeichnet, und da-
 „ mit sich niemand mit der Unwissenheit
 „ entschuldigen könne, durch Dero Rath
 „ und Staat - Secrétaire im Departement
 „ der auswärtigen Geschäfte, und Dero
 „ Befehle und Finanzen contrasignieren,
 „ und gedachtem D'Eon de Beaumont
 „ zustellen lassen. Versailles am 25sten
 „ August 1775. "

L o u i s.

(L.S.)

Gravier de Vergennes.

D'Eon

D'Eon war durch dieses Document vollkommen freigesprochen, und im Begriff, nach Frankreich zu reisen, als neue Streitigkeiten mit den Huterhändlern, ihm neues Mißtrauen einflößeten. Er zögerte, und bat sich von dem Minister schriftlich noch einige beruhigende Erklärungen aus, die er durch folgende Antwort erhielt:

Madame!

„ Ich habe das Schreiben erhalten,
„ welches sie an mich abzulassen
„ mir die Ehre erwiesen haben. Hätten
„ sie sich nicht Eindrücken des Mißtrauens
„ überlassen, welche sie zuverläßig nicht
„ aus sich selbst geschöpft haben; so würden
„ sie schon längst in Ihrem Vaterlande der
„ Ruhe genießen, die gegenwärtig mehr
„ als jemahls ihre Wünsche reizen muß.
„ Ist es ernstlich ihr Wille zurückzukommen,
„ so steht ihnen Thor und Thüre offen; unter
„ welchen Bedingungen ist ihnen bekannt.
„ Das vollkommenste Stillschweigen über

„ das Vergangene — Vermeidung solcher
„ Personen, die sie als die Ursache ihres
„ Verdrußes ansehen, und — endlich,
„ daß sie die Kleidung ihres Geschlechtes
„ wieder anlegen. Die öffentliche Kenntniß
„ desselben in England muß bey ihnen jede
„ Bedenklichkeit deshalben aus dem We-
„ ge räumen. Es kann ihnen nicht unbe-
„ kannt seyn daß unsere Gesetze derglei-
„ chen Verkleidungen nicht gestatten. Ich
„ muß noch hinzufügen, daß, im Falle ih-
„ nen der Aufenthalt in Frankreich nicht
„ anstehen sollte, sie sich ungehindert da-
„ hin begeben können, wohin sie wollen.
„ — Alles was ich ihnen hier schreibe,
„ schreibe ich ihnen auf Königlichen Be-
„ fehl. — Ich sage ihnen noch, daß das
„ sichere Geleit, welches ihnen ertheilt
„ wurde, hinlänglich ist. Nichts hindert
„ sie folglich, diejenige Parthen zu wäh-
„ len, die sie für die beste halten. Wäh-
„ len sie die heilsamste für sich selbst; so
„ werd' ihnen Glück dazu wünschen, — wo
„ nicht, so muß ich sie bedauern, daß sie
„ der



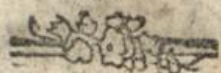
„Der Güte eines Herrn, der ihnen die
„Hand reicht, nicht entsprechen.

„Seyn sie übrigens ganz beruhigt.
„Sind sie nur erst in Frankreich, so kön-
„nen sie ohne die Vermittelung eines
„Dritten sich gradezu an mich wenden.

Ich habe die Ehre ic.

von Vergennes.

Gänzlich zufrieden gestellt verließ
unser Ritter nun England, dessen Bür-
ger er so lange gewesen war, und kam
den 17ten August 1777 in Paris an.
Seine erste Angelegenheit war, dem Mi-
nister aufzuwarten. Er konnte sich aber
noch nicht überwinden, seine Dragoner-
Uniform abzulegen; sondern erschien in
derselben bey dem Grafen von Vergennes,
der ihn zwar mit ausgezeichnete Hochach-
tung empfing, ihm indessen zugleich die
Weisung gab, ferner, so lange er sich in



Frankreich aufhalten würde, in weiblicher Kleidung zu erscheinen.

Aber der weibliche Trozkopf, der nie weder die Gefahren der Schlacht, noch die Intriguen der Kabinette zu fürchten gewohnt war, wollte keinen Zwang ertragen, und wagte es sogar, sich den Befehlen seines Monarchen zu widersetzen. Er reisete im September in derselben Uniform von Paris nach Connerre, um seine Mutter zu besuchen, die er in ganzen vier und zwanzig Jahren nur einmal bei der Durchreise zur Armee in Deutschland gesehen hatte, und war so verwegen, im October wieder als Dragonerofficier nach Paris zurückzukommen.

Nur wiederholte Befehle vom Hofe und dem Minister brachten ihn endlich dahin, Gehorsam zu leisten, sich als Weib darzustellen und zu kleiden. — Ein jeder denke sich nun selbst die lächerlichen Scenen, welche diese Verwandlung hervorbrach-

brachte, wie oft Fräulein D'Eon ihren gegenwärtigen Zustand vergaß, Bücklinge statt Verneigungen machte, jungen Damen Artigkeiten im Stutzerton vorsagte, und aufgeblasenen süßen Herrn mit der demüthigenden Mine eines versuchten Dragonerhauptmanns antwortete. Leute die sie zu der Zeit in Paris sahen, machen die drolligste Beschreibung davon. Sie soll oft ihren Stauchen wie den Hut unter den Arm genommen, sich mit dem ganzen Anstand eines artigen Weltmanns hinter dem Stuhle einer Dame aufgelehnt, mit der linken Hand da den Degen gesucht haben, wo sie nun einen Steifrock fand. Ihr Gang blieb männlich, und ihr Blick immer der Blick eines tiefdenkenden Staatsmannes. — In einer zahlreichen Gesellschaft, wo sie sich einst auch vergaß, sah sie sich unvermuthet in einem Spiegel, und rief erschrocken aus: gerechter Himmel! bin ich das? — Uebrigens blieb der Umgang mit Männer von Kopf immer ihr Lieblingsumgang, und



an den vertraulichen mit ihrem Geschlechte konnte sie sich gar nicht gewöhnen.

Ganz Europa, und besonders England erstaunte über die Metamorphose. Der Officier, der ein ganzes feindliches Bataillon gefangen nahm, der Legationssekretair, der in Rußland den Liebling stürzte, der Verfasser der trefflichsten politischen Schriften — war ein Weib.

In London hatte man schon vorher Verdacht geschöpft, der durch die Treulosigkeit eines falschen Freundes, welchem sich D'Eon unvorsichtiger Weise vertraut hatte, entstanden war. Doch sprach man nur in der Stille davon, und erst 1770 verbreitete sich dieses Gerüchte in den lustigen Gesellschaften zu St. James und Westminster immer weiter und weiter, so daß mehrere Wetten drüber angesetzt wurden, die über 300,000 Pfund Sterling betrugen. Man hatte die Unverschämtheit von beiden wettenden Theilen der
 Rit-



Ritterin den Antrag zu thun, sie möge sich gegen ein Geschenk von 20,000 Pfund in der Stille zu ihrem wahren Geschlechte bekennen; aber der weibliche Mann von Ehre verwarf diesen unanständigen Vorschlag, erklärte die Wetten (*) für unzulässig, und protestierte gegen das richterliche Urtheil, das sie gut geheißen hatte, öffentlich.

Sie entfernte sich im April 1771 auf eine kurze Zeit von London, und ließ vorher in allen Zeitungen bekannt machen, daß, da die angestellten Wetten nur durch Mittel entschieden werden könnten, die ihr, ihrer Ehre und der Würde die sie bekleidete, zuwider wären, diese Wetten an und vor sich ungiltig seyn mußten.

(*) In Engelland können Wetten beim Gericht eingeklagt werden. Engelland und solche Thorheiten!



ten. Gleich nach ihrer Abreise stieß Frau Verläumdung in ihr Horn, und verkündigte: D'Elon sey heimlich aufgehoben und nach Frankreich geschleppt worden, wo er vermuthlich in der Bastille büßen müsse, und als die Ritterin im Juny wieder zurück kam, hieß es: sie sey in Deutschland gewesen, und habe dort Wochen gehalten. Nun giengen die Wetten wieder aufs neue los, und sie mußte sich sogar vor gewaltsamer Entdeckung ihres wahren Geschlechtes äußerst behutsam in acht nehmen, so hoch hatte die Gewinn-sucht die Parteyen gespannt.

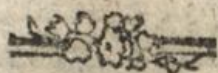
Ein Wundarzt mit Namen Hayes, hatte mit einem gewissen Jaques eine der stärksten Wetten über diesen Punkt eingegangen. Hayes führte einen andern Wundarzt Goux, und einen Arzt de Monlon als Zeugen vor Gerichte an, welche aussagten, daß sie in Krankheits - Umständen zu der Ritterin berufen worden seyen, die sie gleich auf die Vermuthung gebracht hätten, daß der angebliche Mann ein
ein



ein Frauenzimmer wäre. Hierzu kam noch daß sie sich mit vorgedachtem falschen Freunde dem Herrn von Morande ihrem Landsmanne überworfen hatte, der ihr Geheimniß aufs genaueste wußte, und unedel genug war es zu entdecken, wodurch denn diese, bis jetzt noch zweifelhafte Sache ganz an den Tag kam. Morande ließ sich sogar zu Gunsten des Wundarztes Hayes zum Zeugen gegen Jaques gebrauchen, und Jaques, der behauptet hatte, D'Kon sey ein Mann, verlor die Wette.

Indessen brachte es die Ritterin durch ihre Unterhandlungskunst dahin, daß Lord Mannsfield, Obrichter der Königsbank, im Befehle zwölf geschworne Richter am 31 Jenner 1778 die kurz vorher in dieser Sache von ihm und diesen Richtern bestätigte Wetten wieder vernichtete.

Nun erschien das Bildniß der Helbin in manchen verschiedenen Gestalten in
Kupfer,



Rupfer, bald als Dragonerofficier, bald als Frau, bald als Mann und Minister. Bey S. Hooper zu Ludgate - Sill erschien eines in schwarzer Kunst, das sie als Pallas vorstellte. Auf dem Kopf den Helm, in der rechten Hand die Lanze, hält sie mit dem linken Arm den Ungis, auf dem die Worte stehen: *At nunc dura dedis vobis discrimina Pallas.* (Nun aber bereitet euch Pallas ein hartes Schicksal.) An der einen Seite lagen Kriegsbildungen mit der Ueberschrift: *impavidam ferient ruinae.* (Unerschrocken bleibt sie unter den Streichen des Schicksals.) Im Hintergrund erblickt man eine Citadelle, und ein aufgeschlagenes Lager. Unter dem Blatt steht in Englischer Sprache eine kurze Schilderung ihrer Verdienste, die sich mit folgenden Ausdrücken endigt:

Sie ist Verfasserin vieler gelehrten Werke; berühmter durch ihre Tugenden als ihren Namen; durch ihren Degen als ihre Feder; durch ihre Thaten
als

als ihre Talente, vorzüglich aber durch
ihren unerschütterlichen Muth in dem
Sturme des Glückes. Durch unüber-
windliche Standhaftigkeit in der Un-
terdrückung, (*) in Processen und
Käm-

(*) Wie groß der Haß und die Verfol-
gung des Französischen Ministeriums
gegen den ehemahligen Ritter und —
die Schwäche Ludwigs XV war,
läßt sich aus folgenden abnehmen. —
Das Ministerium wollte ihn mit List
aus London locken, und nach Frank-
reich bringen lassen, um dort sich
desto gewisser an ihm rächen zu kön-
nen. Vermuthlich würde er einen Theil
seines Lebens in der Bastille zuge-
bracht haben. Allein der König schrieb
insgeheim diesen Brief an ihn; „Ich
„warne Euch mein lieber D'Kon!
„es ist eben in meinem geheimen
„Rathe beschlossen worden, Euch
„entführen und hierher bringen zu
„lassen. Sehd auf eurer Hüt und
„trauet keinem der Französischen neuen
„Gesichter, die sich um eure Freunds-
„schaft zu bemühen scheinen mögten.
Ich

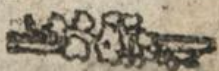


Kämpfen, die sie in Deutschland, Frankreich und Engelland durchgefochten hat; aus denen sie aber nach zwölfjährigem Dingen siegreich hervortritt.

Ganz unten liest man nachstehende lateinische Inschrift:

Lesæ sed invictæ Palladi, per bella,
per acta publica in patriæ suæ hono-
rem & famam incl. æ; ejus virtutem
nec inimici vituperare, pauci homines
imitari possunt, (Exul, mi Deone, ne
quidem ossa patria habeat!) In perpe-
tuum amoris monumentum offerebant
ami-

„Ich verlasse mich auf Eure bekannte
„Klugheit, und was ich Euch hier
„mittheile ist hinlanglich, um allen
„Fallsricken auszuweichen. Ich bitte
„Gott daß er Euch in seinen heilli-
„gen Schutze nehme. u. s. w.“ —
Dieser Brief war von einer extra
Anweisung auf 10,000 Livres begleitet.



amici sociales milites. (Der beleidigten, aber nicht überwundenen Palas, die sich im Kriege und in Staatsangelegenheiten zum Ruhm ihres Vaterlandes hervorthat, deren Tugenden selbst ihre Feinde nicht antasten, und wenig Sterbliche erreichen können, (Liebe verbannte D'Eon, auch deine Gebeine mässe dein Vaterland nicht besitzen!) haben dieses unsterbliche Denkmahl ihrer Liebe gewidmet ihre Freunde und Kriegs-Cameraden.)

So unbedeutend auch mancher Einfall eines Kupferstechers ist, der von Zeit und Gelegenheit Vortheil ziehen will; so kann man doch hiernach die große Hochachtung berechnen, welche die Engländer für die Mitterin gefast hatten.

Das Fräulein D'Eon hatte nun ruhig im Schoosse seiner Freunde und
Ber-



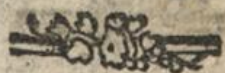
Verwandten leben können; aber der sprudelnde Geist der Ritterin konnte die Ruhe nicht ertragen. — In einer Anwendung von kriegerischer Schwärmeren, schrieb sie an den Grafen von Maurepas:

„ Gnädiger Herr! ich möchte nicht
 „ gerne die Stunden, welche Sie dem
 „ Wohl und dem Ruhm Frankreichs
 „ weihen, auch nur auf einen Augen-
 „ blick unterbrechen; allein von dem Ver-
 „ langen beseelt, in meiner schwachen
 „ Lage selbst etwas dazu beizutragen,
 „ sehe ich mich genöthigt Ihnen unter-
 „ thänig und auf das lebhafteste vorzu-
 „ stellen, daß, da das Jahr meines
 „ weiblichen Noviciates abgelaufen ist,
 „ es mir unmöglich fällt zur Profession
 „ überzugehen. Der Aufwand ist zu stark
 „ und meine Einkünfte zu schwach, um
 „ mich in diesem Stande zu erhalten.
 „ Ich kann weder dem Dienste des Kö-
 „ niges, noch meiner Familie nützlich
 „ seyn,

„ sehn , und das sitzende Leben entnerbe
„ meinen Körper und meinen Geist. Von
„ Jugend auf führte ich jederzeit , es
„ mochte nun im Kriege , oder in Staats-
„ Angelegenheiten sehn , eine unruhige
„ Lebensart. — Ich wiederhole Ihnen
„ Gnädiger Herr! in diesem Jahre meine
„ Bitte, daß Sie mir bey dem Könige
„ die Erlaubniß auswirken, meine Kriegs-
„ dienste fortsetzen zu dürfen , und da
„ zu Lande kein Krieg ist , solches auf
„ der Flotte des Herrn Grafen D'Or-
„ villiers geschehen möge. Aus Gehor-
„ sam gegen den König und seine
„ Minister, habe ich mich zwar überwun-
„ den in Friedenszeiten weibliche Kleider
„ zu tragen ; aber in Kriegzeiten ist es
„ mir unmöglich. Ich bin krank vor Scham
„ mich in einer solchen Tracht eben zu der
„ Zeit zu zeigen , wo ich meinem Könige
„ und dem Vaterlande mit jenem Eifer
„ dienen könnte , den Gott und die Um-
„ stände meines Lebens mir eingeflößet



„haben. Ich bin unruhig und trostlos
„drüber, daß ich während diesem Kriege
„in Paris unthätig den Gehalt verzehre,
„mit dem mich der höchstselige König
„begnadiget hatte. Ich bin bereit seinen
„glorreichen Enkel diesen Gehalt und
„mein Leben aufzuopfern. Helfen Sie
„mir Gnädiger Herr aus diesem, der
„Schlaffucht ähnlichen Zustande, in den
„man mich versetzt hat. Er ist die ein-
„zige Ursache meiner Krankheit, die alle
„meine militairischen und politischen
„Freunde und Gönner mit Betrübniß
„erfüllt. Ich muß noch dieses bemer-
„ken, daß der Ehre des ganzes Hauses
„des Herrn Grafen von Gaerchy unend-
„lich viel daran gelegen seyn muß, daß
„man mich meine Kriegsdienste fortsetzen
„lasse; wenigstens denkt so die ganze Ar-
„mee, ganz Frankreich, und ich darf be-
„haupten, ganz Europa, daß von der
„Lage der Sache unterrichtet ist. Ein ent-
„gegengesetztes Betragen würde zu den
„unangenehmsten Folgerungen Anlaß, und
„der



„der Welt hinlänglichen Stoff zu bos-
„haften Anmerkungen geben. — Ich habe
„immer wie Achilles gedacht und gehan-
„delt. Nie habe ich die Todten ange-
„griffen, und gegen die Lebendigen ver-
„theidige ich mich nur, wenn sie mich zu-
„erst angreifen. Mein Ehrenwort kann Sie
„also in dieser Rücksicht wegen meines je-
„zigen und künftigen Betragens veru-
„rtheilen.

„Sie haben vielleicht durch ihre wich-
„tigen Geschäfte die Zusage aus dem Ge-
„dächtniß verlohren, Gnädiger Herr,
„welche sie mir vor länger als fünfzehn
„Monathen unter Verpfändung ihrer
„Ehre thaten: ich sollte vergnügt und
„glücklich seyn, wenn ich durch Anlegung
„weiblicher Kleider meinem Könige wür-
„de den Beweis meines Gehorsams ge-
„geben haben. Ich muß von einem eben
„so guten, als grossen Minister wie der
„Graf von Maurepas ist, erwarten,
„er



„er werde mir sein Wort halten und mich
„wieder in die Lage zurück setzen, in wel-
„cher ich mich befand. Er weiß nicht,
„daß ich meine Mutter, meine Schwe-
„ster, meinen Schwager und drey Vet-
„tern, die im Dienste des Königs stehen,
„ernähre und unterhalte; in London habe
„ich Schulden, meine ganze Bibliothek
„und ein Zimmer zurückgelassen, für wel-
„ches ich wöchentlich 24 Livres Hausmie-
„the bezahlen muß, und, nachdem ich
„dem höchstseligen Könige im Felde und
„im Cabinette von meiner Jugend an
„bis in seinen Tod gedient habe, sehe ich
„mich noch nicht im Stande, mein Väter-
„liches Haus in Bourgogne wohnbar her-
„zustellen. Mein stillschweigender Gehor-
„sam muß in den Augen des Herrn
„Grafen von Maurepas ein großes Ver-
„dienst haben; er muß einsehen, daß ich
„als Weis bey den Wohlthaten des
„höchstseeligen Königes, die für einen
„Dragoner - Hauptmann zureichen, aber
„für den Stand, zu dem ich gezwungen
wor

„worden bin, nicht zulänglich sind,
 „im Elende schmachte. Besonders muß
 „ihm das einleuchten, daß die Rolle eines
 „ledigen Frauenzimmers am Hofe für
 „mich die abgeschmackteste seyn muß, so
 „lang ich noch im Stande bin, die des
 „Löwen bey der Armee zu spielen.

„Unter ihrem Schutze, Gnädiger
 „Herr! bin ich nach Frankreich zurück=
 „gekommen. Ich empfehle daher mein
 „gegenwärtiges und künftiges Schicksal
 „Ihrer großmüthigen Vorsorge, und werde
 „nie aufhören, mit der ehrfurchtvollestern
 „Dankbarkeit mich zu nennen“

Ihre

ganz gehorsamste Dienerin

Die Ritterin d'Lon.

Diese heroische Ungedult hätte billig
 das Ministerium aufmerksam auf eine
 Person machen sollen, die so lang und so

D 4

man,



mannichfaltig wichtige Rollen in dem Französischen Staatswesen gespielt hatte. Wenn wir auch das ererbte Vorurtheil gelten lassen, daß die Geseze Frauenzimmern die Verwaltung öffentlicher Aemter versagen, da sie ihnen doch in so manchen Reichen die Thronfolge gestatten; wenn wir auch den Widerspruch der Geseze in diesem Falle ungerügt lassen wollen: so würden doch wohl noch andre Auswege übrig gewesen seyn, die Mitterin zu beruhigen, ihre Verdienste zu belohnen und ihrem thätigen Geiste einen größern Wirkungskreis anzuweisen, als die seelenlose Antichamber oder ein verödetes Landhaus; einen Wirkungskreis, wo ihr väterländischer Eifer und ihre ausgebreiteten Kenntnisse dem Staate auch noch im Fischbeinroste nützlich gewesen wären.— Aber Cabale und Etikette verhinderte hier das Gute, da doch ein ganzes Ministerium sich vor dreißig Jahren gefallen ließ, daß eine Maitresse tüchtige Generals zurückberief, und ungeschickte Köpfe oder gar Brevierbeter an
die



die Spitze einer zahlreichen Armee stellte. (*)

Die

(*) Der kluge d'Arcees mußte dem Herzog von Richelieu, einem Liebling der Maitresse Pompadour, 1757 das Commando der Armee abtreten, und dieser neue Befehlshaber wüthete im Hannöberischen wie ein Kosaken-General. Ihm folgte, gleichfalls auf Ernennung der Marquise von Pompadour, ein Priester, der Graf von Clermont, als erster Heerführer der braven Franzosen; ein Mann, der so wenig Kenntnisse in der Kriegskunst besaß, daß er kaum zum Feldprediger eines Regiments taugte, und wie Archenholz versichert, nie nur die Musterung einer Armee mit angesehen hatte. Als Friedrich die Nachricht von der Anstellung dieses consecrirten Feldherrn erhielt, sagte er: ich hoffe der Erzbischof von Paris wird ihn nächstens ablösen. — Sollte Friedrich im Getümmel des Krieges damals vergessen haben, warum die Marquise ihm und seinen Allirten solche Gene-



Die Ritterin d'Lon hatte Wunder
gedacht, die ihr Schreiben an den Mini-
ster bewirken sollte, und deswegen Ab-
schriften davon an verschiedene Damen
des Hofes mit nachstehender Beilage
herumlaufen lassen:

Madame!

„Ich ersuche sie auf das angelegent-
„lichste, meine an den Grafen von Mau-
„repas eingesendete Bitte, die ich in
„beiliegender Abschrift anschließe, den
„Königlichen Ministern durch ihre Unter-
„stützung ans Herz zu legen, damit es
„mir erlaubt werde, als Freiwilliger auf
„der Flotte des Herrn Grafen von d'Or-
„villiere zu dienen, indem ich voraus se-
„hen

räse entgegen schickte? Er mußte doch
sonst sehr genau, wo seine Friedrichs-
d'or hinkamen.



„den muß, daß es weniger noch in die-
„sem Jahre, als im vorigen, zu einem
„Landkriege kommen wird. — Sie Ma-
„dame führen einen Namen, den kriege-
„rischer Ruhm auszeichnet, und müssen
„die Ehre unsers Geschlechtes als ein
„Frauengimmer lieben. — Seit fünf und
„zwanzig Jahren habe ich mich bestrebt,
„dieser Ehre nicht nur im letzten Kriege in
„Deutschland, sondern auch in Staatsan-
„gelegenheiten an mehreren Höfen in Eu-
„ropa zu behaupten. Nichts bleibt mir
„übrig, als noch zur See auf der Königli-
„chen Flotte zu fechten. Ich hoffe mich
„auch da so zu betragen, daß Sie es nicht
„bereuen werden, das Verlangen verje-
„nigen Ihres Schutzes gewürdiget zu ha-
„ben, welche die Ehre hat zu seyn

Dero

ergebenste Dienerin

Die Ritterin d'Con.

Der



Der rasche Schritt, den die Ritterin gewagt hatte, that grade die entgegengesetzte Wirkung dessen, was sie sich davon versprochen hatte. Sie erhielt am 2ten März 1779 folgendes Königliches Rescript:

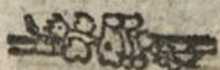
Im Namen des Königs.

„ Es wird der Demoiselle d'Eon an-
 „ durch anbefohlen, sich binnen dreien
 „ Tagen nach Empfang dieses Befehls nach
 „ Tonnerre zu begeben, und daselbst in
 „ der Kleidung ihres Geschlechtes bis
 „ auf weitere Verfügung Sr. Majestät
 „ zu verbleiben, und zwar mit dem aus-
 „ drücklichen Verbot, sich inzwischen an
 „ keinem andern Ort aufzuhalten. Bey
 „ Strafe im Fall des Ungehorsams. Ver-
 „ sailles den 19ten Februar 1779.

L o u i s.

Amelot.

Das



Das Fräulein war über diese Wendung, welche ihre ganze Hofnung vereitelte, nicht wenig bestürzt. Indessen verlor sie den Kopf nicht, sondern begleitete selbst den Empfangschein, den sie ausstellen mußte, mit einer neuen Vorstellung. Sie schrieb:

„Ich Endes unterschriebene bezeuge
„hiermit, daß der Herr von Vierville,
„Königlicher Garde Major, mir die
„Ordre des Königes bekannt gemacht
„und zugestellt hat. Ich verspreche
„derselben, mit der Sr. Majestät schuldigen Unterwerfung Folge zu leisten;
„jedoch indem ich Höchstdenenselben und
„Dero Ministern in tiefster Ehrfurcht
„vorstelle / daß ich gegenwärtig krank
„und ohne Geld bin, und daß mein
„Haus in Tonnerre von allen Mobilien
„entblöset ist, da iches vor fünf und zwanzig
„Jahren im geheimen und öffentlichen Dienste meines guten Herrn,
„des höchstseligen Königes Ludwigs XV. ver-
„dient.



„lassen habe. Gegeben in meinem Bet-
te, den 2ten März 1779. „

Die Ritterin d'Lon.

Die noch fortdauernde Hoffnung der d'Lon, die sich diesem strengen Befehl nicht fügte, sondern dem ohnerachtet in Paris blieb, ist eben so wenig zu erklären, als die Unbilligkeit des Königs und seiner Minister, der Ritterin jetzt die Erlaubnis sich aufzuhalten wo sie wollte, zu versagen, die man ihr so ausdrücklich in ihrem Geleitsbrief vom 25ten August 1775 zugestanden hatte. Aber was gestatten sich die Könige nicht, wenn sie ihr Interesse dabei finden!

Zur Strafe ihres Ungehorsames wurde d'Lon in Verhaft genommen und nach Dijon (*) auf die Citadelle gebracht. —

Die

(*) Hauptstadt im Herzogthum Burgund.

Die eingesperrte Lebensart war ihr unerträglich, und brachte sie zu dem Entschlusse, dem Minister die Befolgung des Königlich en Befehls zu versprechen. Hier-
auf erhielt sie ihre Freiheit wieder, und begab sich nach Tonnerre, wo sie aber nicht lange blieb, sondern nach Dublin in Irland überschifte.

Im Jahr 1785 gieng sie wieder nach London, wo sie zwar in weiblicher Tracht, aber dennoch mit dem Ludwigskreuze erschien, welches ihr der König von Frankreich, obgleich ganz gegen die Statuten dieses Ordens, fortzutragen erlaubt hatte. Ihre alten Freunde und Bekannte empfingen sie mit offenen Armen, und sie machte nun nach ihrer Verwandlung doppeltes Aufsehn in Engelland.

Es ereigneten sich hier einige Vorfälle, die lustig genug sind, um hier noch am Schlusse bemerkt zu werden.

Da



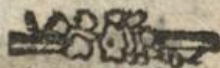
Da sie in männlicher Gestalt in London wandelte, gab ein Mädchen sie als Vater ihres unehlichen Kindes an, und bekräftigte die Aussage mit einem Eid. — D'Con bezahlte gleich bey ihrer Zurückkunft nach Engelland das rückständige Kostgeld für das Kind, und jedermann lachte über die Gewissenhaftigkeit des weiblichen Vaters. — Ein vornehmer Lord, dessen Sekundant sie vormahls in einem Zweykampfe gewesen war, führte sie nun am Arme in allen öffentlichen Gesellschaften herum, und ward ihr erklärter Cicisbeo. — Eine Dame, welche ehedessen sich eingebildet, der männliche D'Con habe Anschläge auf ihre Unschuld gemacht, sich überall deswegen beklagt und seine Gesellschaft in züchtiger Zurückhaltung aufs äußerste gemieden hatte, besuchte nun sonder Furcht den weiblichen D'Con täglich, und unterhielt die genaueste Freundschaft mit ihm.

Die



Diese und hundert ähnliche Auf-
tritte belustigten Anfangs das Publi-
kum über die Massen, und streuten
Stoff zur Unterhaltung in Antichambren,
Gesellschaften und Caffeehäusern aus.
Aber es gieng hier wie mit allem Auf-
serordentlichen; man redete immer we-
niger davon, bis man endlich die ganze
Sache vergaß.

Wahrscheinlich wird die Ritterin
ihr unruhiges Leben nun in London zu-

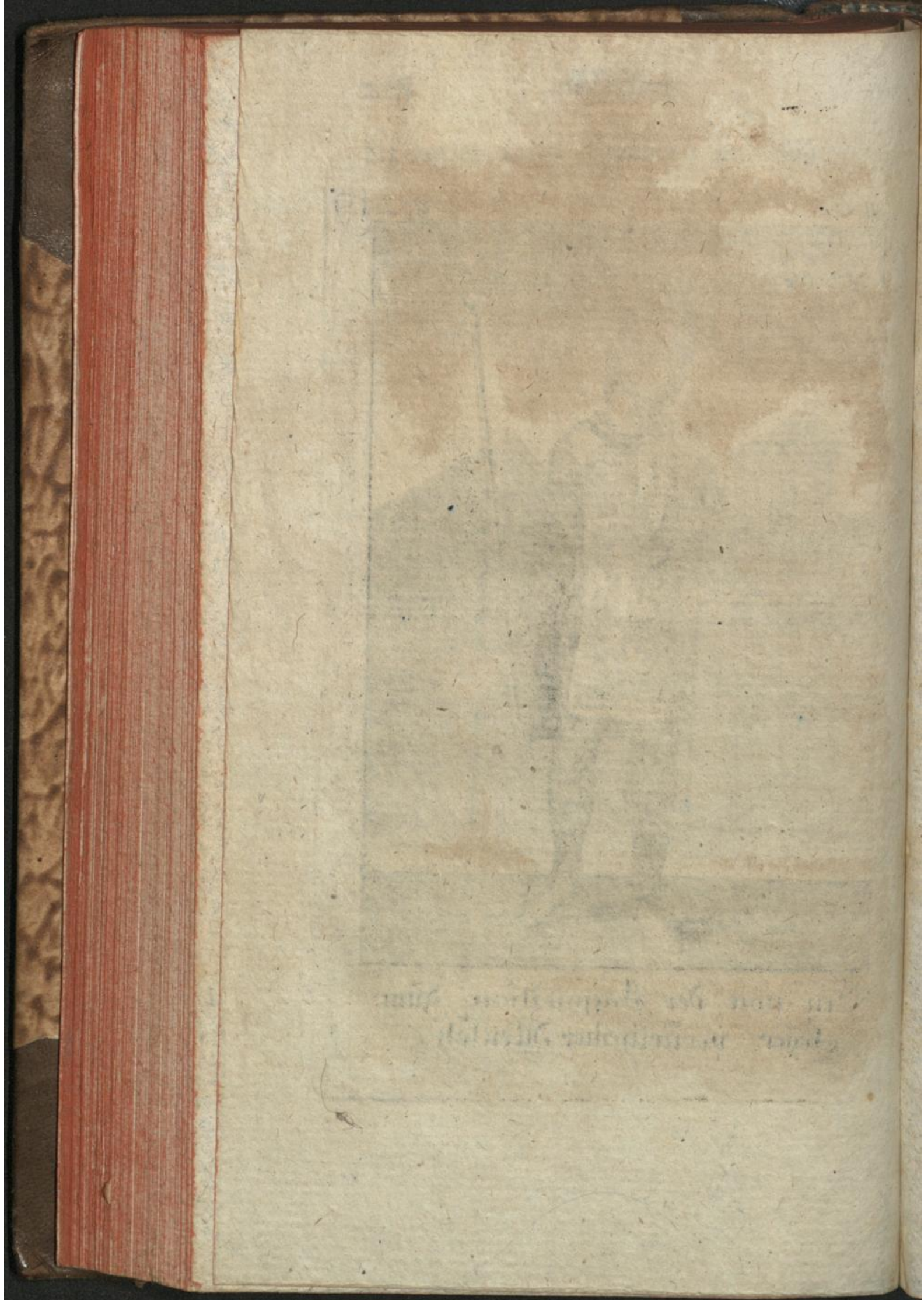


big unter ihren Freunden und Büchern
beschließen.





Ein von der Inquisition zum
Feuer verurtheilter Mensch.



Inquisition

in

Goa.

— — In ihrem Schooſe brütet die
Hölle Bubenſtücke und Elend.

* * *



Wem ist der unselige Name Inquisition nicht bekannt, die in Spanien, Portugal und Italien noch auf ihrem furchtbaren Throne sitzt, und hinter der Larve der heiligen Religion ungestraft ihre Greuel ausübt? In Italien herrscht sie minder als in Spanien, aber in Portugal am strengsten. Von hier aus hat sie bis nach Ostindien ihre Schrecken verbreitet, und treibt dort ihr Unwesen desto sicherer, je weiter sie von dem Throne entfernt ist, der den ihrigen schützt.

Goa, die schönste und größte Stadt von ganz Indien, im Königreiche Decan, ist der Hauptsitz der Inquisition in diesem Welttheil. Die Portugiesen erbauten diese Stadt auf einer Insel, welche die Flüsse



Mondana und Guari bilden. Sie hat
 keine Mauern, sondern 6 Citadellen und
 einen großen Hafen. Hier ist die Residenz
 eines Erzbischoffes, welcher Primas von
 Indien ist, eines Vicekönigs und des
 großen Rathes. Prachtige Kirchen und
 Klöster zieren Goa, in welchem man schon
 eine Menge der schönsten Privathäuser
 zählt; aber nichts kommt dem Pallast der
 Vicekönige bey, der an Größe und Kost-
 barkeit alle andre Gebäude übertrifft. Eine
 große Anzahl von Lusthäusern, deren im-
 mer eins dem andern den Vorzug streitig
 macht, verschönern die umliegende Gegend,
 und geben ihr das reizendste Ansehen. —
 Und diese herrliche Stadt ist der Sitz eines
 Inquisitionsgerichtes! Es wird nicht un-
 gelegen seyn, wenn wir hier des Ursprun-
 ges, des Fortganges und der innern Ein-
 richtung der Inquisition überhaupt, und
 besonders in Europa, ihrem Vaterlande,
 erwähnen, ehe wir wieder nach Indien zu-
 rückkehren.

Ihr



Ihr Ursprung gehört in das Ende des zwölften Jahrhunderts, und die erste Absicht ihrer Stiftung war, der schon damals überhand nehmenden sogenannten Ketzeren zu steuern. Die Politik des Römischen Hofes benutzte diese Anstalt aber bald zu ihrem Privatvorthail, und machte sie so sehr von sich abhängig, daß kein König von Spanien oder Portugal seinen Großinquisitor fragen darf: Was machest du? — Pabst Innocentius III gründete die Inquisition, und übergab ihre Verwaltung denen Dominicanern und Franziscanern, zweyen damals erst kürzlich gestifteten Mönchsorden. Die Gewalt dieser Mönche war Anfangs noch sehr eingeschränkt; sie mußten nur der Ketzeren nachspüren, das Betragen und den Eifer der Bischöffe, oder ihre Nachlässigkeit bemerken, die Fürsten zur Befolgung und Bestrafung der Ketzer anreizen, und von allem den genauesten Bericht an den Pabst erstatten.



Kaiser Friedrich II. dehnte ihre Gewalt 1244 sehr aus. Er nahm durch vier von Pavia aus erlassene Edikte die Inquisitoren in seinen besondern Schutz, ließ der Geistlichkeit die Erkenntniß in kaiserlichen Fällen, und die weltlichen Richter durften nur dann einem Ungläubigen den Proceß machen, wenn die Geistlichkeit ihn dafür erklärt hatte. Er verordnete übrigen die Strafe des Feuertodes für einen hartnäckigen Keger, und ewige Gefangenschaft für den, der sein Verbrechen be- reute.

Die Unruhen zwischen den Päbsten und dem Kaiser, der 1250 starb, die Spaltungen unter den Deutschen Fürsten, und das nachherige fast zwanzigjährige Interregnum hatte den Sektirern der damaligen Zeiten ziemlich freye Hände gelassen, und man nahm, um ihren Fortschritten Einhalt zu thun, Zuflucht zur Inquisition, die nun zu einem beständigen, unabhängigen



gen Tribunal in Glaubenssachen erhoben, und in ganz Italien, so weit die Päpstliche Gewalt reichte, als ein solches eingesetzt wurde.

Nun entstanden aber zwei wichtige Fragen: 1) ob die Bischöffe, von denen der Pabst sein ganzes Ansehen erhielt, und selbst die weltlichen Richter, die bis jetzt das Urtheil über die Keger gesprochen hatten, so ruhig bei diesem Eingriff in ihre Gerechtsame bleiben würden, und 2) woher die Kosten bestritten werden sollten? — Man beschloß, diese Hindernisse dadurch aus dem Wege zu räumen, indem man die Bischöffe mit denen Inquisitoren gemeinschaftlich zu Richtern über die Unglaubigen anstellen wolle, nichts ohne ihre Mitwirkung entschieden werden, und es ihnen freystehn solle, den Sitzungen nach Willkühr beizuwohnen. Man hoffte von Päpstlicher Seite, die Bischöffe damit zu beruhigen, daß man ihnen den



Schein der Ehre ließ, den Inquisitoren selbst aber die wahre obere Gewalt unter der Direction des Römischen Hofes nach und nach in die Hände spielte. — Um nun auch die Landesherren und ihre Justizcollegen nicht zu beleidigen, sollte man ihnen gestatten, die Unterbeamten der Inquisition anzustellen, die Urtheile derselben zu confirmieren, und ein Dritttheil der confiscirten Güter der Verurtheilten zu beziehen, um sie dadurch gleichfalls zu überreden, als theilten sie die Gewalt der Inquisition, indem sie im Grunde nur die Vollzieher ihrer Befehle seyn würden. — Der zweite Anstand, nemlich die Bestreitung der Kosten sollte durch Beyträge der Gemeinden erhoben werden, wozu man diese um so leichter zu bereeden hofte, weil man ihnen ebenmäßig einen Theil der Strafen und eingezogenen Güter überlassen wollte.

Ob aber gleich der heilige Vater deswegen eine eigene Bulle ergehen ließ, und das Päpstliche Ansehn in jenen finstern
 Bei-



Zeiten aufs höchste gestiegen war, so fand doch Innocentius nicht nur bey seinen Lebzeiten großen Widerstand, sondern auch nach seinem Tode, der 1259 erfolgte, erneuerten seine Nachfolger Alexander IV, Clemens IV und die vier drauf folgende Päbste diese Bulle fruchtlos. — Die übermäßige Strenge der Inquisitoren und die Härte, womit sie die Abgaben erpreßten, die ihnen zu ihrem Unterhalte angewiesen waren, gaben Anlaß zu heftigen Beschwerden. Der Römische Hof mußte entweder die Inquisition wieder aufheben, die er als sein größtes Meisterstück in der Politik betrachtete, oder auf der andern Seite mildern Bedingungen Raum geben, wodurch die Großen und das Volk beruhigt werden konnten.

Diesem zu Folge wurden die Auflagen zur Unterhaltung der Inquisition abgeschafft, und die Päbstliche Kammer versprach, auf eine andre Weise dafür zu sorgen, die dem
ge-



gemeinen Wesen nicht lästig seyn würde. — Um die Strenge, mit welcher die Inquisitoren verfahren, zu mildern, und dieser Klage des Publikums zu begegnen, gestattete man den Bischöffen eine etwas mehr ausgedehnte Gewalt, als sie vorher gehabt hatten.

Bald hierauf wurde die Inquisition in der Lombardey, in Romagne, in Marca d'Ancona, Toscana, Genua und durchgängig in Italien eingeführt, Neapel und Venedig ausgenommen.

Die Venetianer sahen voraus daß sie endlich die Inquisition, abhängig von Rom und den Päbsten, würden annehmen müssen. Um diesem unangenehmen Falle zuvorzukommen, errichteten sie selbst eine, welche aus geistlichen und weltlichen Gliedern zusammengesetzt wurde, und der Verfassung des Staates angemessen war.

In Neapel kam dieses schwere Gericht niemahls zu Stande. 1544 versuchte der
Bi



Vicekönig Don Pedro De Toledo; es zu gründen; aber ein allgemeiner Aufruhr, der viele Tage dauerte, war die Folge seines Unternehmens. Eine Menge Spanier wurden dabei ermordet, und die Neapolitaner hätten sie zuverlässig ganz aus dem Reiche vertrieben, wenn sie sich nicht in den Citadel-
len und Schlössern gehalten hätten.

In Deutschland waren die Versuche der Päbste eben so fruchtlos. Mit großer Mü-
he war in wenigen Orten eine Art von In-
quisition angestellt worden; als aber die
Deutschen auch diese Halbinquisitoren zu ih-
ren Städten hinaus jagten, gab man in
Rom die Hofnung auf, diesem edlen, nach
Freiheit strebenden Volke, das Päpstliche
Joch aufzulegen, und wendete sich nach
Frankreich, wo das Project zwar anfänglich
mehr Eingang fand; aber die nehmlichen
Auftritte wie in Deutschland gar bald er-
folgten. Nur in Toulouse (*) sieht man noch
Ge-

(*) Hauptstadt in Languedoc. Sie ist nach
Paris und Lyon die größte und voll-
reichste in Frankreich.



Gebäude, welche den Namen Inquisition Häuser führen, so wie einige Dominicaner sich Inquisitoren nennen, ohne auf etwas anders als den Titel Anspruch machen zu dürfen.

Aus Frankreich flüchtete die Inquisition nach Spanien, wo sie durch den Beyfall der Königin Isabelle und die Unterstützung des Reichthumers der Königin, Johann von Torquemada, eines Dominicanermönchs, 1484 ihr ganzes fürchterliches Ansehen gewann. — In Portugal wurde sie erst 1557 unter Johann III eingeführt, und von da in der Folge nach Ostindien übergeschifft, wo die Spanier und Portugiesen bekanntlich beträchtliche Eroberungen machten.

In England mochte der heilige Stuhl nicht einmahl einen Versuch wagen. Die unbeschränkte Denkungsart und die Liebe zur Freyheit des Britischen Volkes, ließ ihn



ihn mit Recht fürchten, seine Inquisition würde dort noch übler behandelt werden, als in Deutschland und Frankreich.

Als die Reformation begonnen, und Luthers Lehre sich mit unglaublicher Geschwindigkeit ausgebreitet hatte, zogen sich viele Protestanten unter dem Vorwand des Handels nach den Niederlanden. Carl V fürchtete, sie mögten zu mächtig in diesem Staate werden, und erließ deswegen 1550 ein Edikt, kraft dessen die Inquisition dort auf den nehmlichen Fuß wie in Spanien eingeführt werden sollte. Das Edikt wurde zwar publiciert, aber nicht befolgt. Nach Carls Tode wollte Philipp II den Befehl seines Vorfahren mit Gewalt durchsetzen. Die Staaten machten Vorstellungen, und als diese nichts fruchteten, kam es zum blutigen Aufruhr, dem die Holländer ihre Unabhängigkeit und heutige Verfassung zu danken haben.

Nach



Nach dieser Uebersicht der Entstehung der Inquisition, wird es zweckmäßig seyn, kürzlich ihrer innern Einrichtung zu erwähnen.

Alle Inquisitionen in Italien, die Venetianische ausgenommen, stehen unter der Römischen. Der heilige Vater ist ihr Präsident, und ernennet die Cardinäle, welche die Congregation ausmachen. Er ernennt über, dieses alle Inquisitoren, der sämtlichen Italienischen Inquisitionen, die aber durchgängig heute zu Tage nicht viel mehr bedeuten.

In Spanien und Portugal ist es anders. Diese beyden Reiche haben ihre besondere oberste Gerichtshöfe, unter welchen alle übrige Inquisitionen stehen, die in ihren Besitzungen befindlich sind. Der König ernennet dazu den Großinquisitor, und der Papst bestätiget ihn, ohne sich weiter um die Handel der Inquisition selbst bekümmern



mern zu dürfen. Der Großinquisitor besetzt demnächst alle untere Stellen nach eigenem Gefallen, deren eine ungeheure Menge sind, und wozu sich selbst die vornehmsten des Adels drängen, weil sie dadurch sich sogar der Königlichen Gerichtsbarkeit entziehen, und einzig unter dem Großinquisitor und dem obersten Gerichtshofe der Inquisition stehen.

Wie groß die Gewalt dieses Tribunals ist, die sich soweit erstreckt, daß es die Könige selbst nicht wagen sich ihm zu widersetzen, läßt sich aus folgendem schließen. — Philipp II mußte seinen einzigen Sohn Don Carlos von Spanien, seinen Bruder Don Johan von Oesterreich, und seinen Neffen den Prinzen von Parma, auf eine lange Zeit von seinem Hofe entfernen um die Inquisitoren zu beruhigen, gegen welche diese Prinzen einige Wahrheiten gesagt hatten. — Schon vor dem Worte Inquisition zittert alles in Spanien und Portugal und niemand hat dieses heilige Gericht noch ungestraft beleidigt.

D

Die



Die dem großen Tribunal untergeordnete geringere Inquisitionen haben nur einen Inquisitor, einen Vicar, einen Fiscal, einen Notar und viele Unterbeamten; aber alle Beamten der sämtlichen Inquisitionen müssen erst beweisen, daß sie von alten wahren Christen abstammen, ehe sie angenommen werden können, und daß nie einer von ihren Vorfahren des Abfalls, oder Ketzeren wegen in die Hände der Inquisition gerathen ist. Endlich müssen sie unverbrüchliche Verschwiegenheit schwören, so daß weder Drohungen noch Versprechungen, noch der Todt selbst ihnen die Geheimnisse des heiligen Gerichtes ablocken sollen.

Das ist kürzlich die Form dieses schrecklichen Tribunals. — Seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich 1) über die Ketzeren, 2) den Verdacht der Ketzeren, 3) die Unterstützung der Ketzeren, 4) die schwarze Kunst, Hexeren und Zauberer, 5) über Gotteslästerung, 6) über die Beleidigungen die ihm selbst, seinen Mitgliedern oder Bedienten widerfahren können.

können, und die Widersehung gegen seine Befehle.

Bei dieser unbegrenzten Gerichtsbarkeit ist es wohl sehr leicht, in die Hände solcher geweihten Henker zu fallen, und wer dieses Unglück zum zweitenmal hat, ist ohne Rettung verlohren.

Marcus Antonius de Dominis stammte von einer vornehmen Venetianischen Familie her. Er war anfänglich Jesuit, hernach Bischof von Segni (*), und zuletzt Erzbischof von Spalatro (**) und Primas von Dalmatien. Seine Gelehrsamkeit, besonders in der Gottesgelahrtheit und der

Q 2

Ge-

(*) Stadt im Kirchenstaate in der Campagna di Roma. Sie liegt auf dem Berge Segni, hat einen Bischof und führt den Titel eines Herzogthums.

(**) Große Stadt in Dalmatien im Venetianischen Gebiete.



Geschichte, erwarben ihm noch grössere Achtung, als seine hohe Stelle. Sein bewundernswürdiges Gedächtnis kam der weitläufigen Belesenheit zu Hülfe, mit welcher er seinen Geist genährt hatte. Seine Meinung wurde in Hundert verschiedenen Fällen eingeholt, und seine Entscheidungen waren immer die Sprüche eines Orakels.

Luthers und Calvins Lehre schien ihm die wahre, und er vertheidigt sie in seiner Kirchenrepublik, einem sehr weitläufigen Werke, gründlich und mit Wärme, er that es aber mit so vieler gallichten Anzüglichkeit gegen den Papst und den Römischen Hof, daß er selbst voraussehen mußte, er würde nicht in Italien bleiben können; zumahl da er dem Trieb nicht widerstehen konnte, das Werk noch bey seinen Lebzeiten drucken zu lassen. Er gieng nach Deutschland und von da nach Engelland, wo ihm der König Jacob I, der Wissenschaften und Gelehrsamkeit liebte, und schützte, einen



nen Gehalt aussetzte der seiner Würde angemessen war, und ihm über dieses mit der vorzüglichsten Achtung begegnete.

Jacob gab sich alle Mühe ihn von Rom und der Catholischen Kirche abzu ziehen, und der Römische Hof sparte auf seiner Seite wieder keine Kunstgriffe, ihn zurück zu locken. So edel die Absicht des Königes war, eben so eigennützig war die des Papstes. Man wollte einen so angesehenen, merkwürdigen Mann nicht in den Händen der Protestanten lassen, man wollte ihn nicht zum Feinde haben und — man wollte sich an ihm rächen.

Der Erzbischof achtete auf keine der schmeichelhaften Einladungen, die ihm aus Italien, von seinen Freunden und selbst von Verwandten zukamen. Nur der verschlagene Dom Diego Sarmiento de Acuna, damaliger Spanischer Gesandter am Englischen Hofe, wußte ihn zu überlisten, indem er ihn im Anfang durch die süßesten Verspre-

Q 3

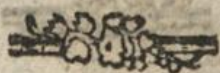
chung



chungen blendete, und zuletzt so einnahm, daß er seinen eigenen Grundsätzen zuwider (*) dem Päpstlichen Stuhle traute, und die Reise nach Rom antratt, so dringend ihn auch seine Freunde in Engelland vor diesem gefährlichen Schritte warnten.

Gleich bey seiner Ankunft bemerkte er, aber zu spät, daß man ihn hintergangen hatte. Nicht die mindeste der Versicherungen, mit welchen ihn der glatzköpfige Spanier täuschte, wurde ihm gehalten; er mußte öffentlich die Ketzereyen abschwören, die man in seinen Schriften entdeckt zu haben vorgab, und ob er gleich dem

(*) Er hatte in seinen Schriften deutlich gesagt: man könne den Römischen Hof nie ungestraft beleidigen; denn er fenat das Wort Verzeihung nicht. Wenn man deswegen das Schwert einmal gegen ihn gezückt hat; so muß man auch die Scheide wegwerfen, um es nie wieder einzustecken.



dem Schein nach seine Freiheit behielt, so wurde er doch so genau beobachtet, daß er im Kerker kaum enger hätte verwahrt seyn können. Eine Menge angestellter Spionen folgten dem betrogenen Bischof aller Orten auf dem Fuße nach, die enge Vertraulichkeiten zwischen ihm und verschiedenen Dritten, und einen heimlichen Briefwechsel nach Engelland entweder wirklich bemerkt hatten, oder bemerkt haben mußten. Das war genug um ihn in die eisernen Hände der Inquisition zu liefern.

Sein Proceß wurde mit der gewöhnlichen Langsamkeit geführt, und der große Mann starb drüber im Gefängniß. Ob ihn Gram und Reue über die gefährvollen Maaßregeln, zu denen er sich hatte verleiten lassen, oder die Furcht vor der schändlichen Todesstrafe, die seiner wartete, getödtet hat, ist nicht zu bestimmen. Viele wollten behaupten, seine Freunde oder An-



verwandten, die gewiß wußten, daß er nicht zu retten war, hätten ihm Gift beigebracht, um ihm wenigstens die Schrecken einer öffentlichen Hinrichtung, und seiner Familie die Schande derselben zu ersparen, die dadurch auf ihr geruht haben würde.

So wurde Marcus Antonius de Dominis, einer der größten Männer seiner Zeit, behandelt, der doch Erzbischof und Primas war. — Sogar Cardinäle sind Opfer der Inquisition in Rom geworden, obgleich der Römische Hof behauptet, daß kein Monarch in der Welt das Recht habe, einen Cardinal, sein Verbrechen bestehe worin es wolle, zum Tode zu verdammen. — Heinrich III., König in Frankreich, ließ den Cardinal Guise, den er des Hochverrathes überweisen konnte, im Gefängnis hinrichten, und wurde dafür vom Pabst Sixtus V. erstlich in den Bann gethan, und, auf



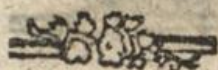
Anstiften der Päpstlichen Parthen, zuletzt ermordet. (*)

Q 5

In

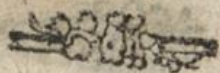
(*) Heinrich III. war bekanntlich ein sehr schwacher Regent. Die Polen hatten ihn zum Könige gewählt; aber nach 4 Monaten war ihm diese Krone schon eine unerträgliche Last: denn er konnte sich nicht an die Sitten der Nation gewöhnen. Der Tod Karl IX., seines Bruders, gab ihm Gelegenheit, ein Land zu verlassen, das er haßte. Anstatt den Reichsständen die Ursachen seiner Entfernung vorzulegen, ergriff er die Flucht. Die Polen verfolgten ihn, um ihn zurückzuholen; aber je schneller sie ihm nachsetzten, je schneller floh er vor ihnen her. Die Nation wollte ihm mit Gewalt die Regierung wieder aufdrängen, so groß war ihre Liebe zu ihm, und der König eilte was er konnte, um über die Gränzen seines Reiches zu kommen. Gewiß ein sonderbares Schauspiel!

Er hielt sich unterwegs lange in Venedig auf, wo er sich allen Ausschweifungen überließ, indessen die Polen



In Arragonien gieng die Inquisition
noch weiter. Sie maßete sich an, dem
Dom

len vor Schmerz knirschten, sich von
ihrem Monarchen so verächtlich verlassen
zu sehen. — Er bestieg nun den Französ-
sichen Thron, bekümmerte sich aber we-
nig um die Regierungsgeschäfte, und
sein übriges Betragen gränzte nahe an
Wahnsinn. Am Morgen kleidete er sich
wie ein Frauenzimmer, und am Abend
spielte er die Rolle des Büßenden in
einen groben Sack gehüllt, mit einer
Ruthe in der Hand. Bisweilen erschien
er öffentlich mit einem Korb voll junger
Hunde, die er kindisch lieblosete. —
Das Volk verachtete ihn, und der Her-
zog von Guise, ein Mann von Kopf und
Hertz, der ganz auf der Seite der Ca-
tholischen Parthey hing, und überdie-
ses an der Spitze der Ligue stand, hatte
nichts geringers im Sinne, als den
König zu entthronen, den nachherigen
Heinrich IV., als einen Protestanten,
von der Regierung auszuschließen, und
sich selbst die Krone aufzusetzen. Der
Cardinal, sein Bruder, sagte sogar ob-
ne Zurückhaltung: es solle ihm eine
große



Don Carlos, ältesten Sohne des Don
Juan II., Königes von Arragonien, den
Pro-

große Freude seyn, dem König den
Kopf zu halten, wenn man ihm bey
den Capuzinern die dritte Krone auf-
setzen würde. Er spielte dadurch auf
die Polnische und Französische, und auf
die Lonsur der Mönche an. — Hei-
rich, so schwachsinnig er auch war,
sah endlich doch die Gefahr ein, in der
er sich befand, und wollte sich die Quise
vom Halse schaffen. Er nahm seine Zu-
flucht zum Meuchelmord. — Der Her-
zog wurde noch den Tag vor seinem
Tode durch einen Zettel, den er unter
seinem Teller fand, gewarnt; aber er
verachtete den Wink, schrieb mit Blei-
stift drunter: das wagt er nicht, und
warf das Billet untern Tisch. — Alles
war indessen vorbereitet. Der Herzog
befand sich eben im Staatsrathe, als
man ihn eiligst zum Könige rief. Son-
der Furcht begab er sich dahin, aber da
er den Vorhang aufziehen wollte, um
die Thüre nach des Königs Kabinet zu
öfnen, überfielen ihn neun bewafnete
Leute, und verwundeten ihn mit tödtli-
chen



Proceß wegen Ketzeren zu machen, und machte ihm ihn wirklich.

Das

chen Stichen in den Kopf und den Unterleib, aus Furcht, er möchte auf der Brust gepanzert seyn. Er wehrte sich mit Verzweiflung, aber er unterlag der Menge, die ihn entwasnet hatte. Der Lärm des Getümmels erscholl bis in den Staatsrath. Sein Bruder, der Cardinal, wollte ihm zu Hülfe eilen, allein er kam zu spät, wurde selbst gefangen genommen, und den folgenden Tag, als man ihn durch einen dunkeln Gang führte, von drey Soldaten durch Hellenbardensstiche getödtet. — Dieser, dem schwachen Tyrannen so eigne Meuchelmord brachte ganz Frankreich in Gährung, so viel sich auch der König auf diesen großen Streich einbildete; denn nach vollbrachter That gieng er zu seiner Mutter, und sagte: Der König von Paris ist nun todt, und ich bin nun Herr. — Die Mutter antwortete seufzend: Der Züschnitt ist gut, mein Sohn, aber man muß auch das Zusammennähen verstehen. Gott gebe, daß dieser Tod euch nicht zum König ohne



Das heilige Gericht in Castilien über-
traf die andern alle an Unbescheidenheit,
in=

ohne Reich macht! — Die Familie der
beyden Erwürgten begehrte ihre Körper;
aber diese billige Forderung wurde ihr
abgeschlagen. Man fürchtete, das
Volk möchte die Gebeine der Opfer
wie Heilige verehren, und ließ deswe-
gen das Fleisch in ungelöschtem Kalk
auflösen, und die Gebeine verbrennen.
— Dieses barbarische Verfahren drückte
dem Aufruhr das Siegel auf. — Die
Geistlichkeit erließ das Volk seines En-
des und seiner Pflichten gegen den Kö-
nig. Es wurden außerordentliche Pro-
cessionen angestellt, wo jeder Andäch-
tige eine brennende Kerze trug. Am
Ende der Ceremonie löschten sie die
Kerzen aus, und riefen mit gen Him-
mel gehobenen Augen: so verlösche
das Leben H e i n r i c h s von Balais.

Oeffentlich wurde nun das Bild-
nis des Herzogs von Maienne mit
der geschlossenen Krone auf dem Haup-
te ausgesetzt, und ihm selbst vom Senat
und



indem es sogar das Andenken Carls V nicht verschonte. Das Testament dieses
groß-

und der heiligen Union der Königl.che Titel angetragen, den er aber aus Polit. ausschlug, und sich mit der Ehre des Antrags begnügte. — Man gieng noch weiter, und ließ ein Siegel stechen, das auf der einen Seite das Wappen Frankreichs, und auf der andern einen leeren Thron vorstellte, mit der merkwürdigen Umschrift: Siegel des Königreichs Frankreich.

Rom und die Französische Kleriken, vom heiligen Vater gespornt, hezten die Ligue und das Volk immer mehr auf, und man suchte nun ernstlich einen Monarchen loszuwerden, der Dummheit und Bosheit in so genauer Verwandtschaft vereinigte. Hierzu kam noch die Mutter, die Wittwe und Schwester der ermordeten Gaiße, welche täglich in der tieffsten Trauer das Volk um Rache anzusehen schienen, so daß es nur an einem Werkzeug fehlte, sie zu vollstrecken. — Dieses Werkzeug fand sich in ei-



grossen Monarchen, wurde auf Befehl
der allgewaltigen Inquisition verbrennt,
weil

einem 22jährigen Jacobitermönche,
der sich durch die Märtyrerkrone, die
man ihm versprach, mehr noch
durch den angebotenen Genuß der Reize
der Herzogin von Montpensier, Schwe-
ster der Guise, und eben so sehr durch
die heimtückische Vertheidigung des Kö-
nigsmordes in seinem Kloster verleiten
ließ, den Streich auszuführen. Mit
allen Sacramenten, den nöthigen Pässen
und Creditiven versehen, begab sich der
Jacobiter an das Hoflager des Königs
zu St. Cloud, spiegelte dem Monarchen
vor, er sey von seinen getreuesten An-
hängern aus Paris abgeschickt, um ihm
Dinge von der äußersten Wichtigkeit zu
entdecken, die er aber dem Könige nur
insgeheim vertrauen konnte. Der er-
kaufte Vandal mußte zu seinem größten
Verdruß bis den andern Tag warten.
Indessen ließ er sich das Abendessen gut
schmecken, und schlief so ruhig und fest,
daß man ihn am folgenden Morgen nur
mit Mühe wecken konnte.



weil man lehrerische Grundsätze darin wahrzunehmen glaubte. — Nicht genug war es
daß

Es war am ersten August 1589, als man ihn früh um sieben Uhr in das Zimmer des Königs führte. Er sprach in einem Fenster lange mit dem Monarchen, der ihm aufmerksam zuhörte. Der Mönch übergab dem betrogenen Heinrich sein Creditiv und als dieser beschäftigt war es zu durchlesen, zog jener ein großes Messer aus dem Ärmel seiner Kutte herdor, und stieß es dem Könige tödlich in den Unterleib. Heinrich riß sich selbst das Messer aus dem Leibe, und verwundete damit den Thäter ins Gesicht. Die Garde sprang auf den Lärm herzu, und stieß den Mörder mit unzählbaren Stichen nieder; aber der König starb.

Obgleich diese, etwas weitläufige Anmerkung nicht im ganzen Sinne dierher gehört; so zeigt sie doch deutlich die damaligen Kunstgriffe des Päpstlichen Hofes, auf alle mögliche Weise seinen Zweck zu erreichen, und die

daß man das arme beschriebene Papier den
Flammen opferte, es mußten auch diejeni-
gen Personen, die C a r l s Freundschaft und
Vertrauen genossen hatten, des Feuertodes
sterben, weil man sie sämtlich für heimliche
Protestanten hielt.

Das Testament hatte an sich keinen an-
dern Fehler, als daß es vernünftig abgefaßt
war. Weder Seelmessen noch fromme Stif-
tungen hatte der Erblasser darin bemerkt, und
deswegen glaubte die Inquisition ihre Rechte
darauf behaupten zu müssen. — Sie getraute
sich indessen doch nicht so gradezu zu verfah-
ren, bis sie die Gesinnungen des Thronfolgers

P h i.

die Gesinnungen der Cleriken jener Zeit,
Keuschheit, Betrug, Mord, Priester-
weihe, und selbst die Grundsätze der
Catholischen Religion zu fanatischem
Spielwerk machte, wenn sie der Römi-
schen Hierarchie dadurch einen Dienst
leisten konnte.

R



Philipps II geprüft hatte. — Als dieser aber die Anhänger der neuen Lehre mit Feuer und Schwert bey seiner Thronbesteigung verfolgte, faßte sie Muth, und packte mit ihrer grimmigen Faust vorläufig drey der Vertrautesten Carls V, nemlich den Erzbischof von Toledo, den Cacula, Hofprediger des verstorbenen Kayfers, und den Constantinus Pontius in ihre Würgeklauen.

Der neue König ließ die Verhaftnehmung dieser Männer ruhig geschehen, und das fanatische Spanische Volk hielt den Vorgang für das Meisterstück seines Religionseifers, aber der vernünftigere Theil der Menschen sah mit Grauen den Beichtvater des Kayfers, in dessen Armen der große Mann seinen Geist aufgegeben hatte, in den furchtbaren Händen der Inquisition, und auf dem Richtplatz, wohin Carls Sohn ihn schleppen lassen sollte. — Wirklich hatte die Inquisition das Herz, diese drey redlichen Männer unter dem Vorwand zum Feuer zu verurtheilen, als hätten sie



sie Theil an dem Testament des Kaisers gehabt.

Der neue König, obgleich eifersüchtig gegen seines eigenen Vaters Ruhm, den er zu erreichen nicht hoffen durfte, wollte doch in den Augen der Welt nicht strafbar scheinen, und suchte mit liebevollen Worten (Strenge würde sein ohnfehlbarer Untergang gewesen seyn) die Herrn Inquisitoren zu beruhigen, und die Ausführung des Urtheils zu hintertreiben, ohne übrigens die Authorität dieses Tribunals zu kränken.

Don Carlos, Philipps einziger Sohn und Kronerbe, dessen ganzes Herz an seinem Großvater hing, hatte nicht so viel Mäßigung. Er tabelte laut die Schwäche seines Vaters, und die Kühnheit der Inquisition. Der junge Prinz, dem die Natur Kopf und Muth mitgetheilt hatte, trieb die Aufrichtigkeit so weit, daß er erklärte, er würde demnächst die ganze Inquisition austreten.



ten. — Diese Unbesonnenheit mußte er aber in der Folge theuer bezahlen.

Inzwischen starb Constantinus Pontius im Gefängniß, vermuthlich durch Gift, einige Tage vorher als Tacalla lebendig verbrannt wurde. Constantins Bildniß wurde mit auf den Scheiterhaufen geworfen, und der Erzbischof von Toledo, der den Recurs nach Rom ergriffen hatte, entgieng dem Tode nur durch Geld und Freunde. — So wenig vermogte der König in seinen eigenen Staaten gegen die Inquisition.

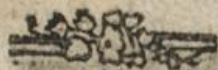
Mit allen diesen Opfern waren die Inquisitoren noch lange nicht zufrieden. Sie erregten unter dem Volke ein Murren, das den König nöthigte, seinen Bruder Don Juan und den Prinzen von Parma, wie wir bereits gehört haben, von seinem Hofe zu entfernen, weil sie die Parthen des Kronprinzen zu heftig genommen hatten.

Hier



Hiermit war dennoch die Rache dieses blutdürstigen Tribunals noch nicht abgeföhlt. Einige Jahre hernach legte es dem Kronprinzen die Schonung zur Last, die er gegen die Niederländer geäußert hatte. Die geheiligte Religion war wieder der Deckmantel. Die Menschenliebe des Prinzen wurde als Theilnehmung an der Kezerey dieser Provinz betrachtet, und König P h i l i p p , sein Vater, verleitet, ihn zum Tode zu verdammen.

Man hatte noch die Barmherzigkeit, dem verurtheilten Prinzen die Wahl der Todesart zu überlassen. — Er wählte ein warmes Baad, in welchem er sich die Adern an den



Armen und Beinen öfnen ließ, und so ver-
schied der edle Jüngling sanft.

(Die Fortsetzung folgt.)



A n e k d o t e n.

11 9 1 0 6 1 1 11 12



T ü r e n n e.

Die Spanier belagerten 1641 Arras, (*)
wo sie der Prinz Conde, der aus
Mißvergnügen zu ihnen übergegangen war,
selbst gegen seine eigenen Landsleute an-
führte. Der große T ü r e n n e sollte die
Stadt entsetzen. Er hob deswegen die Be-

R 5

la=

(*) Alte, wohl befestigte, große und rei-
che Handelsstadt am Flusse Scarpe in
der Grafschaft Artois, deren Haupt-
stadt sie ist.

lagerung von Stenay(*) auf, und eilte Arras zu Hilfe. Er ritt öfters nach seiner Gewohnheit recognoscieren, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen. Einmahl wagte er sich bis auf einen halben Canonenschuß vor die feindlichen Linien, und weilte da bis er alles übersehen hatte, ohne sich um die fünfzehn Schwadronen und zwei Compagnien Infanterie zu bekümmern, die grade vor ihm stunden, und ihn leicht umringen konnten, wenn sie nur wollten. — Seine Adjudanten baten ihn deswegen, sich zurückzuziehen, und nicht allzusehr in Gefahr zu setzen. — Tü r e n n e antwortete mit lächelnder Miene: Ich würde das nicht thun wenn ich C o n d e wäre und Tü r e n n e commandierte vor Arras; aber ich kenne die Spanier. Ich weiß gewiß, daß F e r n a n d o de Solis nichts ohne Vorwissen des Grafen F u e l s a l d a g n e unternehmen, und

(*) Kleine, ehemals befestigte Stadt im Herzogthum Bar.

und deswegen mich nicht angreifen darf; der Graf muß erst dem Erzherzog davon Nachricht geben, dieser wieder den Prinzen Conde zum Kriegsrath einladen. Bis alle diese Umstände miteinander verbunden sind, habe ich meinen Zweck erreicht. —

So genau kannte der treffliche Mann auch das geringste Detail seiner Gegner, und benutzte es. — Der Graf Mont deieu vertheidigte Arras hartnäckig und meisterhaft, und Turenne schlug die Spanier in ihren eignen Linien gänzlich.



Während der Belagerung von Valenciennes (*) (1655) campierte Türenne in der Ebene von Lens (**). Er betaschierte den Grafen Grandpre, um einen Transport, der von Arras kam, zu decken. Der Graf, dem die Liebe zu einer Frau in dieser Stadt den Kopf verwirrt hatte, ließ sich von seiner Leidenschaft zur ungelegensten Zeit von der Welt hinreißen, blieb in Arras zurück, und übergab seinem Major die Begleitung des Transports. Der brave Major wurde unterwegs von den Spaniern überfallen, schlug sich aber glücklich durch, und kam ohne Verlust im Lager an. — Türenne wollte einen hoffnungsvollen Officier nicht unglück.

(*) Eine große Handelsstadt an der Schelde im Hennegau.

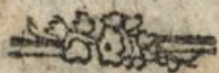
(**) Kleine Stadt in der Niederländischen Grafschaft Artois.



glücklich machen, und sagte als der Major sich meldete, zu denen die bey ihm waren: Grandpre wird böse auf mich seyn. Ich gab ihm einen geheimen Auftrag, der ihn zu eben der Zeit in Arras zurückhielt, wo er Gelegenheit gehabt hätte, seinen Muth zu zeigen, und sich hervorzuthun.

Die Ehre des Officiers war gerettet. — Grandpre kam im Lager an, und hörte den Vorgang. — Tief drang ihm diese, mehr als väterliche Behandlung in die Seele. Er eilte in das Zelt seines Generals — dankte ihm mit Thränen im Auge, kam mit einer liebevollen Ermahnung, künftig seine Pflichten der Leidenschaft nachzusetzen davon, und wurde von diesem Augenblick an einer der bravsten und pünktlichsten Officiers, die Lärrens unter seiner Armee hatte.

Estrafe hätte hier schwerlich die Wirkung gethan, welche die Nachsicht des Feldherrn



herrn erzeugte. — Das mag ein kleiner
Wink für solche Herrn Regiments- Kom-
mandeurs seyn, die Schärfe und militä-
rische Ordnung gemeiniglich verwechseln,
und nicht begreifen können, daß Liebe
mehr werth ist als Furcht.



Ende



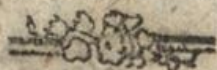
Ludwig VIII Landgraf zu Hessen = Darmstadt.

Groberer werden in der Geschichte be-
rühmt, und ihr Namen auf die Nach-
welt gebracht. Die Erinnerung an Pri-
vathandlungen edler Regenten stirbt ge-
wöhnlich mit ihnen.

L u d w i g VIII, Landgraf zu Hessen-
Darmstadt, war ein trefflicher Fürst. Zwen,
dem Sammler aus guter Quelle mitgetheil-
te Züge seines Charakters mögen statt
Biographie gelten.

Sein Vorfahrer Ernst Ludwig
hatte einen Günstling an dem ersten Mi-
nister und Oberjägermeister von Ningen-
rode. — Dieser Mann war durchaus ge-
hasst; vielleicht weil sein Herr ihn liebte.

Man



Man fand unter andern Pasquillen auch folgende Volksreimen einst in die Rinde eines Baumes eingeschnitten :

„ Mingerodt
 „ Wärsst du todt,
 „ Hätst du tausend Schwerenoth;
 „ So hätten Land und Bauern kein
 Noth!

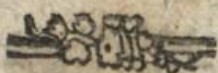
Natürlich kamen Ludwig VIII, als damalsigen Erbprinzen, solche Sachen auch zu Ohren, und brachten ihn gegen einen Mann auf, den er entweder nicht genug kannte, oder nur deswegen haßte, weil der allgemeine Haß auf ihm ruhte. — Mingenrode versäumte demohngeachtet nicht dem Erbprinzen fleißig seine Aufwartung zu machen, ob er gleich die Gesinnungen des Prinzen nur allzugut kannte.

Ludwig, so hoch er auch sein Alter durch die strengste Diät gebracht hat, war
 in



in seiner Jugend jeder Art von Ausschweifung, besonders dem Trunk ergeben, und hatte überdieses noch einen großen Hang zum Spiel. — Mingenrode war oft in dieser Gesellschaft, wenn er auch gleich nicht gern darinn gesehen wurde. Einen Abend gewann er in eben dem Maase, als der Prinz verlor, der zuletzt, nachdem Chatouille und Prätiosen fort waren, die Sattelskammer aufs Spiel setzte. — Sie gieng verloren, und der Minister steckte den Schlüssel dazu ein.

Der berauschte Prinz legte sich zu Bette, und hatte den folgenden Morgen den ganzen Vorgang vergessen. — Er wollte ausreiten. Sein Stallmeister sagte ihm, er könne ihm keinen Sattel geben, weil der Minister die ganze Sattelskammer im Spiel gewonnen und den Schlüssel zu sich gesteckt habe. — Ludwig machte große Augen, saßte sich aber, und befahl dem Stallmeister, ihm einen Knechtsattel auf sein Pferd zu legen.



Als am Abend Mingenrode wieder zum Spiel kam, fand er den Prinzen in Laune. — Was fehlt Ihnen, Gnädigster Herr? war die erste Frage. — Das werden sie am besten wissen, war die Antwort.

Mingenrod, der wahrscheinlich planmäßig gehandelt hatte, bat sich hierauf eine Privat-Unterhaltung vom Erbprinzen aus, überreichte ihm kniend die Chatouille und den Schlüssel zur Sattelskammer, mit dem Zusatz: „ich habe Ew. Durchlaucht
 „hiermit nur den Beweis meiner Redlichkeit geben wollen. Ich würde ein schlechter Mann seyn, wenn ich Ihre Schwäche
 „hätte benutzen können. Aber ziehen Sie
 „hieraus die Folge, daß Trunk und Spiel
 „das Verderben für künftige Regenten
 „sind.“ — Die fernern Vorstellungen die er dem Fürsten machte, waren so überzeugend, daß Ludwig, der mehr als einmal gesagt hatte: den laß ich an den ersten Baum hängen, wenn ich Herr
 bin,



bin, ihm um den Hals fiel, ihn seiner künftigen Gnade versicherte, und in die eigentlichen Worte ausbrach: so sey auch Trunk und Spiel auf ewig verflucht!

L u d w i g hielt seinen Eid. Er trank durch sein ganzes Leben nichts als Wasser; weder Würfel noch Karten kamen auf seinen Tisch, und Mingenrode genoß sein Vertrauen bis ans Ende.

So gerecht diese Handlung war, so günstig ist die, deren wir jetzt erwähnen wollen.

Ein gewöhnlicher Beamter machte einen beträchtlichen Recesß, der sich zu tausenden belief. — Der Juristische Synod verurtheilte den Mann hart. Bestung war das geringste, was ihm zuerkannt wurde. — Der Landgraf war kürzlich zur Regierung gekommen, und als man ihm das Urtheil vorlegte, frug er:

Wie viel hat der Mann Besoldung?

„600 fl. Ew. Durchlaucht!

Ist er verbeyrathet?

„Ja Ew. Durchlaucht!

Hat er Kinder?

„Neune, Ew. Durchlaucht.

Neun



Neun Kinder und nur 600 fl. Besoldung? das ist zu wenig, um dabey ein ehrlicher Mann zu bleiben. — Den Receß schenk ich ihm, und er soll 600 Gulden Zulage haben, damit er nicht mehr nöthig hat mich zu befehlen.

Der großmüthige Fürst rettete hierdurch eine ganze Familie vom Untergange, und der Beamte war nachher der treueste, der eifrigste Diener, als keine Nahrungssorgen ihn mehr drückten.



Der Pfarrer zu Vermeilles.

Im Jahr 1708 wurde die Provinz Artois von feindlichen Truppen verheert und ausgeplündert. Eine Abtheilung Reuterey marschierte gegen das Dorf Vermeilles. Der Pfarrer des Orts rieth seiner Gemeinde, alle ihre besten Habseeligkeiten auf den Kirchhof zu flüchten, dessen Eingänge er verrammeln ließ. — Die feindlichen Reuter kamen an; da sie aber die Verschanzung vor sich sahen und keine Cannonen bey sich hatten, so galopierten sie rund um die hohe Mauer, um einen Platz zum Niederreißen zu suchen. Der Pfarrer gerieth auf den Einfall einer sehr sonderbaren Vertheidigung. Er ließ aus seinem eignen Hause, das auf den Kirchhof stieß, einen Bienenkorb holen, und warf ihn über die Mauer auf die Reuter. Die Stiche der Bienen machten die Pferde wild.



wild. Meine Kinder; sagte er nach diesem ersten Versuch, es scheint, dieses Gericht schmeckt, man muß noch einige Schüsseln auftragen. Alle Bienenkörbe flogen nun auf die Pferde, die dadurch so zu toben anfiengen, daß die Unordnung allgemein wurde. Der kommandierende Officier, der nicht mit Bienen fechten konnte, sah sich genöthigt, den Rückweg zu suchen, und das Dorf blieb von der Plünderung befreit.



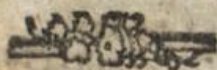
Johanna Robin.

Weiberlist geht über alles, sagt das alte Sprüchwort. — Die Festung St. Omer sollte 1710 belagert werden. Es fehlte ihr an Munition und allen Bedürfnissen, um einen langen Widerstand zu thun. — Johanna Robin, eine gemeine Schiffers Frau, welche die kleinen Fahrzeuge von St. Omer nach Dünkirchen gepachtet hatte, machte sich anheischig, das Fehlende zu liefern. — Der Feind erhielt Nachricht davon, und wollte den Transport auffangen. Ein starkes Detaschement fand wirklich die Robin auf dem Wege, und hielt sie an. Sie läugnete aber so wahrscheinlich, und nannte dem Commando einen andern Weg, den der Transport genommen habe, mit so vieler Glaubwürdigkeit, daß man sie ruhig ziehen ließ, und nicht einmahl ihre Barken untersuchte.

Die



Die Oesterreicher wurden indeß den Betrug bald gewahr, und da sie wußten, daß die Robin von einem Tag zum andern immer nach Dünkirchen gieng, um ihr Gewerbe zu treiben, paßten sie ihr auf, und erwischten sie wirklich in St Moulin. — Das listige Weib nahm abermals seine Zuflucht zur Verstellung. „Ich bin, sagte sie, in St. Omer unter Oesterreichischer Voormäßigkeit geboren, ihr müßt mich also nicht für eine Fremde ansehen. „Trotz, mich unter meinen Landsleuten zu befinden, folg ich euch überall, wohin ihr wollt. Um euch den Beweis davon zu geben, so steigt in mein Schiff: es ist mit Brandwein beladen. Trinkt so viel ihr könnt, und nehmt mit, was ihr wollt; dann wollen wir abfahren“ — Die Soldaten ließen sich bereden, stiegen ins Schiff und geckten mit frohem Muth. Indessen hatte Johanna einen Vertrauten nach St. Omer geschickt, der ein bewaffnetes Kommando mitbrachte, das die herausch.



tauschten Oesterreicher sämtlich gefangen
nahm.

Ende des zweyten Bandes.



Inhalt des zweiten Bandes.

I. Kaiser Carl der Fünfte. (Fortsetzung.)

	Seite
Carl geräth in Krieg mit Franz I. in Frankreich.	6
Lantrec kommandirt in Mayland.	7
Marshall Trivulcius wird angeklagt. ebenb.	
Stirbt in Paris.	9
Die Mayländer empören sich.	11
Lantrec wird von Franzens Mutter verfolgt.	13
Graf Nassau hintergeht durch ein geschicktes Manövre die Franzosen.	19
Lantrec wird bey Bicoca geschlagen.	21
Karl von Bourbon, Graf von Montpensier.	24
Schlacht bey Romagno.	33
Bayard.	35
Marseille wird belagert.	42
König Franz setz sich an die Spitze seiner Armee.	54
Schlacht	

Schlacht bey Pavia. Franz	
wird gefangen.	59
Franz wird nach Madrid gebracht.	62

II. Sitten einzelner wilder Nationen.

O-Tahiti. (Fortsetzung.)

Gastfreihait der Einwohner.	67
Ihre Gutherzigkeit	70
Ihre Friedfertigkeit.	71
Ihre Neigung zur Dieberey.	72
Sie vertauschen ihre Namen mit den Namen derer, die sie lieb gewinnen.	78
Weiber in O-Tahiti.	79
Regierungsform der Tahiter.	82
König O-Tu.	83
O-Tu macht dem Capitain Cook den Gegenbesuch.	88
Religion der Tahiter.	92
Begräbniß-Plätze.	93
Priester.	100
Die gelbe Farbe ist bey den Tahitern heilig.	104
Leibesgeschicklichkeit der Tahiter.	105
Musik.	110
Dramatische Vorstellungen.	111
Scharfsinn der Tahiter.	113
Krankheiten sind selten.	114
Ehegesetze.	116
	Adel

Ubel in Tabiti.	Seite 117
Kirmessener.	118

III. Römische Damen alter Zeiten. (Fortsetzung.)

Agrippina.

Agrippina wird die Gemahlin des Claudius	125
Sie beruft den Seneca zum Hofmeister ihres Sohnes Nero.	126
Läßt Lollia Paulina ermorden.	127
Nero wird in die Kaiserliche Familie aufgenommen.	128
Agrippina erhält die Erlaubniß, auf einem Priesterlichen Wagen ins Capitolium zu fahren.	129
Agrippina vergiftet ihren Gemahl.	132
Nero besteigt den Thron.	133
Britannicus wird vergiftet.	139
Agrippina verliert die Gunst ihres Sohnes Nero.	141
Poppæ.	143
Nero will seine Mutter auf der See umkommen lassen.	147
Agrippina wird in ihrem Betto ermordet.	151

IV Geschichte der Mitterin d'Con.

Ihre Geburt.	158
Sie wird als Knabe erzogen.	159

Wird

	Seite
Wird Doctor und Advocat.	160
Geht als Geschäftsträger nach Rußland.	161
Reist als Gesandtschaftssecr. etair zum zweitenmale dahin.	162
Bricht auf der Reise nach Paris das Bein.	163
Geht zum drittenmale nach Petersburg.	164
Wird Dragonerlieutenant.	ebend.
Stürzt den Großkanzler Bestaschew, den Feldmarschall Apraxin und den General Tottleben.	ebend.
Wird Dragonerhauptmann.	165
Geht nach Frankreich zurück.	166
Wird Adjutant des Marschall Broglio.	167
Unternehmung bey Hörter.	168
Wird in der Schlacht bey Soest ver- wundet.	169
Schlägt die Bergschotten bey Einbeck.	ebend.
Nimmt das Preussische Freybataillon von Keeg gefangen.	170
Geht als Legationssecr. nach London.	171
Bringt den unterzeichneten Frieden mit England nach Versailles.	172
Erhält das Ludwigskreuz.	ebend.
Muß seinen Posten niederlegen.	174
Lebt als Privatmann in Engelland.	175
Erhält eine Pension von 12000 Livres.	177
Widerlegt den Dr. Masgrave.	180
Ludwig XVI. beruft d'Eon zurück.	183
d'Eon kommt in Paris an.	191
Ihr Geschlecht wird zuerst in Engelland verrathen.	194
Allegorisches Kupfer.	198
	Sie

	Seite
Sie verlangt vom Hofe, wieder auf der Flotte dienen zu dürfen.	202
Wird nach Conerre verwiesen.	212
Wird in Verhaft genommen.	214
Wird wieder in Freyheit gesetzt, und geht nach Engelland.	215

V. Inquisition in Goa.

Beschreibung von Goa.	221
Ursprung der Inquisition.	223
Ihre innere Einrichtung.	232
Philipp II muß wegen der Inquisi- tion seinen Sohn, seinen Bruder und seinen Neffen vom Hofe ent- fernen.	233
Marcus Antonius de Dominis.	235
Heinrich III König in Frankreich. Anmerk.	241
Die Inquisition macht Juan des II Sohn Don Carlos den Proceß.	243
Sie läßt Carls V Testament ver- brennen.	247
Constantinus Pontius stirbt.	252
Cacalla wird verbrennt.	ebend.
Der Erzbischoff von Toledo ergreift den Recurs nach Rom.	ebend.
Philipp des II Sohn Carlos wird im Gefängniß ermordet.	253

VI. Anekdoten.

Seite

Lürrenne.

Schlägt die Spanier bey Arras. 257

Rettet die Ehre eines Officiers. 260

Ludwig VIII Landgraf zu Hessen
Darmstadt.

Versöhnt sich mit dem Minister von
Mingenrode. 263

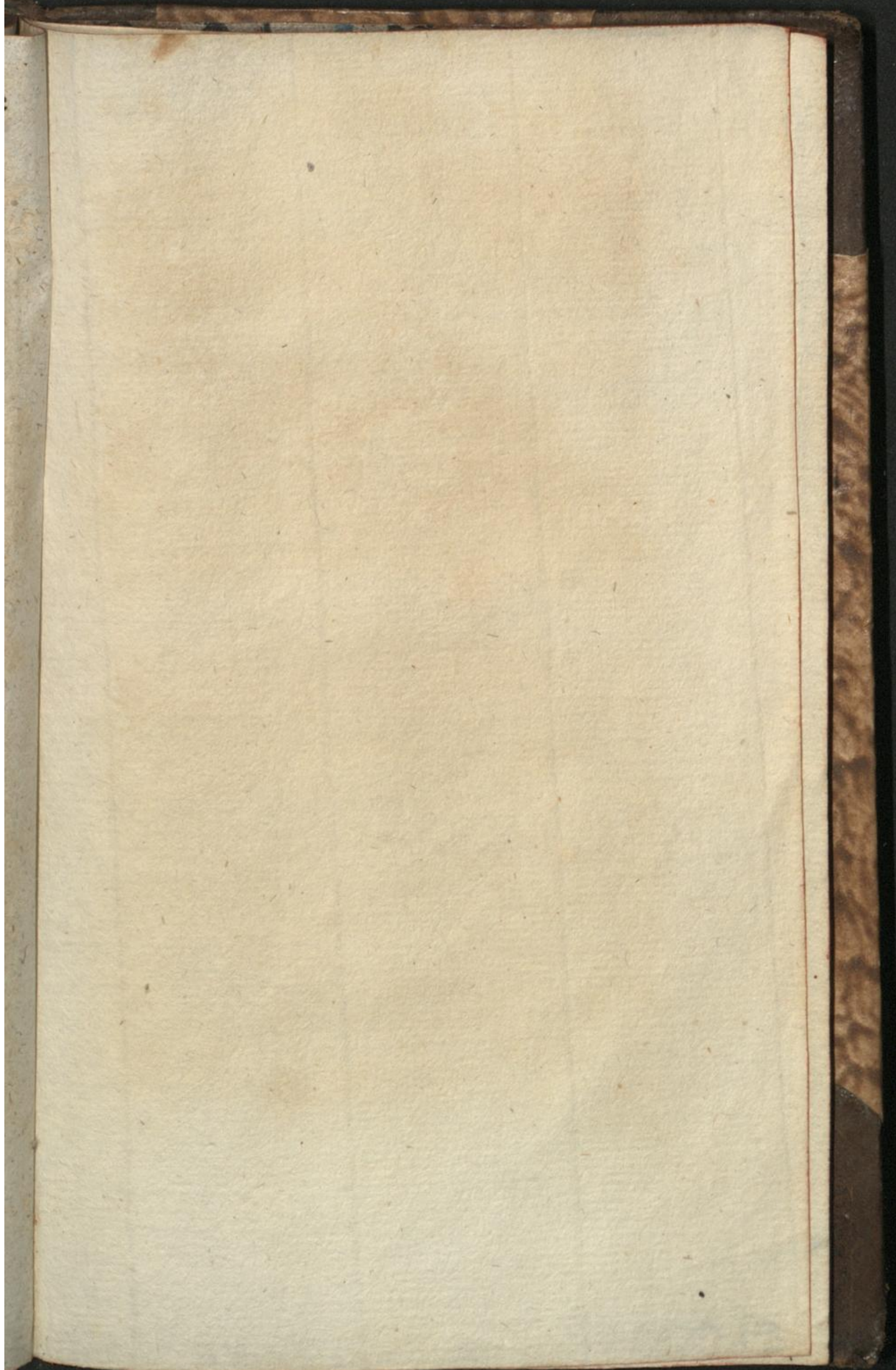
Begnügt einen Untmann. 268

Der Pfarrer zu Brumelles. 270

Johanna R. in. 272

Wesentliche Druckfehler.

Seite 19 in der Anmerkung ließ statt :
Kleine Stadt in Gascogne, Haupt-
stadt im Wallonischen Flan-
dern, an der Schelde.



Die Geschichte

von

der Stadt

und ihrer Umgebungen

von

Dr.

Carl

von

der Stadt

und ihrer Umgebungen

von

Dr.

Carl

von

der Stadt

und ihrer Umgebungen

von

5700019





02162387

